1,– DM / Band 25

Neuer Roman

BASTEI

GESPENSTER-KRIMI

Zur Spannung noch die Gänsehaut

Das Leichenhaus der Lady L.

JASON DARK

Abgeschlossener Roman

Printed in Western Germany



Das Leichenhaus der Lady L.

Gespenster Krimi Nr. 25

von Jason Dark

erschienen am 05.03.1974

Titelbild von Vilanova

Sinclair Crew

Das Leichenhaus der Lady L.

Es war eine unheilschwangere Nacht.

Grelle Blitze zuckten über den wolkenverhangenen Himmel. Die kurz danach folgenden Donner rollten über das Land wie Todesgrüße aus einer anderen Welt.

Doch es fiel kein Regen. Eine drückende Schwüle breitete sich aus. Es war die Nacht, in der die Menschen zu Hause blieben, die Fenster verriegelten und sich in ihren Betten verkrochen.

Es war die Nacht der Dämonen und Geister.

Die junge Frau auf dem breiten Bett störte das Unwetter nicht. Diese Nacht war für sie eine Liebesnacht. Schier unersättlich war ihre Leidenschaft.

Der junge Marquis, der auf dem Bettrand saß und sich gerade sein Hemd über den Kopf streifte, war ihr neuester Favorit. Lady Laduga war eine schöne Frau. Das lange schwarze Haar reichte ihr bis weit über die Schultern. Grüne, leicht schrägstehende Augen erinnerten den jungen Marquis immer an eine Katze.

Lady Laduga war auch fast wie eine Katze. Manchmal sanft, dann wieder leidenschaftlich, zügellos.

Die Hände des Marquis streichelten bebend die samtene Haut der Frau.

Ein Blitz erhellte das fast halbdunkle Zimmer, ließ die beiden nackten Körper kurz aufleuchten.

Im gleichen Moment wurde die Tür aufgestoßen. Hart knallte sie gegen die Wand.

Mit einem Schrei wichen der Marquis und die Lady auseinander.

Im Zimmer stand Istvan Laduga. Lady Ladugas Gatte.

Zwei, drei Herzschläge lang sah er sich die Szene an. Dann griff Laduga mit einer blitzschnellen Bewegung zu seinem Degen. Er riß ihn aus der Scheide, hob den Arm…

Die gefährliche Waffe zischte durch die Luft und durchstieß die Brust des Marquis.

Der Marquis war sofort tot.

Lady Laduga bekam einen Schreikrampf.

»Sei ruhig!« brüllte ihr Mann. »Du verdammte Hexe wirst sterben. Ich werde dich zu Tode quälen. Du wirst mich nie mehr mit einem fremden Mann betrügen können!«

Wie Hammerschläge drangen die Worte an Lady Ladugas Ohren. Sie warf einen entsetzten Blick auf den toten Marquis und wußte, daß ihr Mann kein Erbarmen kannte…

Drei Wochen wurde die junge Frau in einem Verlies gefangengehalten. Sie bekam kaum etwas zu essen, mußte ungeheure Qualen erdulden, wurde gefoltert und vergewaltigt. Zum Schluß war sie nur noch ein Wrack. Sie wünschte sich ihr Ende förmlich herbei.

Nach der dritten Woche änderte sich die Behandlung. Sie bekam wieder zu essen. Sogar einen Arzt schickte man ihr zur Untersuchung. Sie durfte sich waschen und baden, nur aus dem Verlies kam sie nicht heraus.

Lady Laduga schöpfte wieder Hoffnung. Hatte ihr Mann ihr verziehen?

Vielleicht. Aber warum war er dann nie gekommen? Wollte er warten, bis sie wieder so aussah wie früher? Lady Laduga wußte darauf keine Antwort.

Inzwischen hatte sie auch jegliches Zeitgefühl verloren. Und dann – sie konnte noch nicht einmal sagen, ob es Tag oder Nacht war – öffnete sich wieder die schwere Eisentür.

Ihre ehemalige Kammerzofe betrat das Verlies.

Sie hielt etwas in der Hand. Ein Kleidungsstück. Schneeweiß und bis auf den Boden reichend.

Ein Totenhemd!

Lady Laduga erkannte es mit nahezu grausamer Deutlichkeit. Sie

wußte, was das zu bedeuten hatte.

Die beiden Wächter, die die Kammerzofe begleitet hatten, bauten sich links und rechts der Tür auf. Erstickten allein durch ihre Anwesenheit jeden Fluchtversuch schon im Keim.

Lady Laduga zitterte, als die Kammerzofe ihr das Totengewand reichte.

»Sie müssen es anziehen, Lady. Ihr Mann hat es befohlen.«

»Ja, er hat es so befohlen«, flüsterte die Lady erstickt.

Langsam schlüpfte sie in das Gewand. Der Stoff fühlte sich kalt an.

Kalt wie eine Totenhand.

»Wir müssen gehen«, sagte die Kammerzofe.

»Wohin?«

»Ihr Gatte erwartet uns.«

Die Wärter nahmen die beiden Frauen in die Mitte. Es ging nach oben, in die prunkvollen Gemächer des Schlosses. Dann führten die Wärter sie nach draußen.

Es war wieder Nacht. Wie damals, als Istvan Laduga seine Frau mit einem Liebhaber erwischte. Und wieder zuckten Blitze durch die Dunkelheit. Doch diesmal war es mehr ein Wetterleuchten.

Vielleicht wird das Gewitter später kommen, dachte Lady Laduga. Später? Ob ich dann noch lebe? Plötzlich überfiel sie eine nie gekannte Angst. Ihre Blicke hetzten zu den Wärtern. Sie dachte an Flucht. Doch die drohenden Blicke der beiden Bewacher machten diesen Gedanken zunichte.

Sie entfernten sich immer weiter vom Schloß, gingen auf den Wald zu.

Wieder zuckte ein Blitz auf.

Und da sah Lady Laduga das Haus.

Es war neu. Es mußte während ihrer Gefangenschaft gebaut worden sein. Menschen standen vor dem Haus. Lady Laduga erkannte unter ihnen ihren Mann.

Finster sah er seiner Frau entgegen. Dicht vor ihm blieben sie stehen. Die beiden Wärter hatten Lady Laduga jetzt an den Oberarmen gepackt.

Die schöne Frau versuchte ein scheues Lächeln. »Bitte, Istvan«, flüsterte sie, »verzeih mir. Ich werde…«

»Du wirst sterben«, sagte ihr Mann finster.

Lady Laduga sank zurück. Hätten die beiden Wärter sie nicht festgehalten, wäre sie zusammengebrochen.

»Du hast mich betrogen, und ich habe dir den Tod prophezeit. Ich werde mein Versprechen jetzt einlösen. Ich habe mir etwas Besonderes einfallen lassen. Während deiner Gefangenschaft wurde hier ein Leichenhaus errichtet. Für dich. Du wirst darin eingemauert und elendig verhungern. Das ist meine Rache.«

Lady Laduga bekam die letzten Worte gar nicht mehr bewußt mit. Sie hörte nur noch, daß sie sterben mußte.

»Bitte«, flehte sie schluchzend. »Bitte…«

Ihr Mann kannte keine Gnade. Mit einer herrischen Bewegung gab er den beiden Wärtern ein Zeichen.

Sie wußten, was sie zu tun hatten.

Brutal schleiften sie die um Gnade flehende Frau auf das Leichenhaus zu.

Die Erbauer hatten eine Öffnung gelassen. Gerade groß genug, daß sich ein Mensch hindurchzwängen konnte.

Die Männer hoben die Frau an und schoben sie durch die Öffnung. Dann traten sie zurück.

Die letzte Arbeit wollte Istvan Laduga selbst verrichten. Steine lagen bereit. Auch Bindemittel.

Langsam mauerte der Mann die Öffnung zu. Er kümmerte sich nicht um das verzweifelte Schluchzen seiner Frau. Stein auf Stein setzte er.

Als die Öffnung nur noch kopfgroß war, sah er plötzlich das Gesicht der Lady vor sich.

Die Männer, die ihm mit Fackeln leuchteten, traten unwillkürlich zurück.

Das einst so schöne Antlitz der Lady war zu einer grauenhaften Fratze geworden.

»Ja, du hattest recht!« schrie sie ihrem Mann ins Gesicht. »Ich bin eine Hexe. Ich werde mich rächen. Du wirst mich nicht töten können. Ich komme wieder und nehme dich mit in das Schattenreich. Denke daran!«

Ein hysterisches Gelächter folgte ihren Worten.

Den Zuschauern gefror das Blut in den Adern, als die Frau schrie: »Auch ihr werdet meine Rache spüren. Alle, die ihr dabei wart. Das Unglück wird über eure Kinder und Kindeskinder kommen. Seid verflucht!«

Mit einer fast hektischen Eile mauerte Istvan Laduga den letzten Teil der Öffnung zu.

Danach war Stille.

Die Zuschauer gingen wieder. Voller Unbehagen, denn ein böser Fluch war gesprochen worden.

Noch Wochen später wurde Istvan Laduga von Schlaflosigkeit geplagt. Manchmal glaubte er, gellende Schreie aus dem Totenhaus zu vernehmen.

Aber das war wohl nur Einbildung.

Dann hörten auch die Schreie auf, und Lady Laduga geriet in Vergessenheit…

***

Sechs Jahre später heiratete Istvan Laduga eine polnische Gräfin.

Es wurde ein rauschendes Fest. Eine Hochzeit, wie sie das Land selten erlebt hatte, wurde gefeiert.

Istvan Laduga, durch kostspielige Hobbys tief verschuldet, hatte sich mit dieser Hochzeit saniert. Die Gräfin war zwar 13 Jahre älter als er und auch nicht besonders schön, aber sie hatte Geld. Und das war im Augenblick für Istvan Laduga das wichtigste. Außerdem konnte er sich ja noch Mätressen halten.

»Laß uns gehen«, sagte die neue Gräfin Laduga kurz nach Mitternacht zu ihrem Mann.

Istvan Laduga hatte zwar noch keine Lust, aber um seine Frau nicht schon jetzt zu verärgern, stimmte er zu.

Gemeinsam betraten sie ihr neues Schlafzimmer. Die Gräfin hatte darauf bestanden, neben ihrem Gatten zu schlafen. Und Istvan Laduga hatte zähneknirschend zugestimmt.

Ein Diener entzündete die Kerzen, die in kostbaren Kandelabern standen.

Eine Zofe half der Gräfin beim Ausziehen.

Dann waren die Neuvermählten allein.

»Du kannst schon ins Bett gehen«, sagte die Gräfin. »Ich komme gleich wieder.«

Istvan Laduga nickte ihr lächelnd zu.

Langsam zog er sich aus und legte sich in das breite Bett mit dem türkisfarbenen Baldachin darüber.

Er wartete. Fünf Minuten, zehn Minuten.

Langsam wurde er schläfrig.

Irgend etwas schreckte ihn auf. Ein kalter Hauch drang plötzlich in das Schlafzimmer.

Die Kerzen flackerten, verlöschten ganz…

»Bist du es, Elena?« rief Istvan Laduga.

Keine Antwort.

Mit einem Knall fiel die Zimmertür ins Schloß. Laduga hatte niemanden bemerkt, der vielleicht ins Zimmer gekommen sein konnte.

Er setzte sich hin. Seine Hand fuhr zu der Klingelschnur, um die Diener herbeizuläuten.

Jemand faßte sein Handgelenk. Es war ein schmerzhafter Griff.

Unwillkürlich schrie Laduga auf.

Er wandte den Kopf… und sah in das Gesicht seiner ersten Frau!

Dann hörte er auch schon die Stimme: »Denk an das Versprechen, Istvan. Erinnere dich an meinen Fluch. Ich werde ihn einlösen. Mit dir fange ich an.«

Die Angst schnürte Istvan Laduga fast die Kehle zu. Er wollte sich umdrehen, um nicht in dieses Gesicht sehen zu müssen.

Ohne Erfolg. Er fand nicht die Kraft dazu.

Lady Laduga sah aus wie früher. Noch immer trug sie das Totengewand. Doch diesmal war ihr Gesicht noch bleicher als sonst. Nur die Augen leuchteten wie schwarze Diamanten.

»Ich bin aus dem Totenreich zurückgekehrt, um dich zu holen. Heute, am Tag deiner Hochzeit«, sagte die Lady.

Die Angst preßte Istvan Laduga weiterhin die Kehle zu. Nur seine Augen starrten unverwandt den Geist an. Dann blickte er auf sein Handgelenk, das festgehalten wurde.

Von einer Knochenhand.

Erst jetzt brach der Bann.

Istvan Laduga brüllte auf, doch zwei gnadenlose Hände, die sich um seine Kehle legten, erstickten den Schrei.

Von einem Augenblick zum anderen wurde Istvan Laduga die Luft abgeschnitten. Mit aller Macht versuchte er sich gegen den Druck anzustemmen.

Vergebens.

Das letzte, was Istvan Laduga wahrnahm, war das Gesicht seiner ersten Frau, das in der Dunkelheit seltsam leuchtete und langsam zerfiel, bis es nur noch ein grinsender Totenschädel war…

Als die neue Gräfin Laduga wenig später das gemeinsame Schlafzimmer betrat, fand sie ihren toten Mann. Sie wunderte sich noch, warum die Kerzen auf einmal verloschen waren, ehe sie in Ohnmacht fiel.

Als Istvan Ladugas Tod bekannt wurde, erinnerten sich die Menschen in den umliegenden Dörfern auch wieder an den Fluch der Lady. Gerüchte und Legenden entstanden, wurden ausgeschmückt und weitererzählt. Von Generation zu Generation, bis in unsere Zeit.

Lady Laduga war nicht vergessen…

***

Drei Jahrhunderte vergingen. Kriege erschütterten das Land. Das Schloß der Ladugas wurde zerstört, wieder aufgebaut und zehn Jahre später abermals in Schutt und Asche gelegt.

1822 baute man es wieder auf. Allerdings nur zur Hälfte, denn dem damaligen Besitzer ging das Geld aus.

Von nun an stand das Schloß leer. Der Zahn der Zeit nagte auch an seinen Mauern. Moos und Efeu rankten an den dicken Steinwänden hoch, Krähen nisteten in den zwei Türmen. Die Menschen aus den umliegenden Dörfern mieden das Schloß. Es ging die Sage um, daß es dort spuken sollte. So kam es, daß niemand die Wege pflegte, die zu dem düsteren Gemäuer führten. Büsche, Bäume und Unkraut bildeten bald einen natürlichen Schutzwall, und man konnte nur noch den oberen Teil des Schlosses erkennen.

Im Gegensatz zu dem Schloß hatte das Leichenhaus die Zeit gut

überstanden. Es war nicht ein einziges Mal abgebrannt. Im Gegenteil. Durch dichten Wald geschützt, liefen die Jahrhunderte fast spurlos an dem Haus vorüber. Nur einmal hatte ein einsamer Wanderer das Haus gefunden. Er rannte nachher in das nächste Dorf und berichtete von einer weißen Frau, die ihn angeblich töten wollte. Zwei Tage später verübte er Selbstmord.

1965 kam ein cleverer Geschäftsmann auf eine gute Idee. Er sah das verfallene Schloß und ließ es zu einem Hotel umbauen. Er hörte nicht auf die Warnungen der Dorfbewohner, sondern steckte all sein Geld in das Unternehmen. Zuerst lief das Geschäft gut, bis man plötzlich die Leiche eines Gastes fand. Und es blieb nicht die einzige. Fünf Morde geschahen innerhalb kürzester Zeit. Scotland Yard wurde eingeschaltet. Doch die Beamten konnten den oder die Täter nicht finden.

Hinter vorgehaltener Hand flüsterten die Dorfbewohner etwas von der weißen Frau. Die Beamten lachten jedoch nur. Sie glaubten nicht an solche Gespenstergeschichten.

Dem Geschäftsmann gelang es noch rechtzeitig, sein Hotel zu verkaufen. An einen Franzosen, der nichts von den Vorgängen wußte. Und als er davon erfuhr, war es bereits zu spät.

Der Franzose wollte nicht aufgeben und baute das Hotel wieder um.

Diesmal in ein Mädchenpensionat für die Töchter der oberen Zehntausend.

Einweihung war am 4. April 1973.

Wenige Monate später passierte der erste Mord…

***

»Verdammt«, knurrte der junge Mann. »Was ist denn mit dem Motor los?«

Linda Carrigan, die auf dem Beifahrersitz des Triumph Spitfire saß, zog ihre wohlgeformten Augenbrauen hoch.

»Jetzt kommt der berühmte Motorstottertrick, was?« fragte sie etwas hämisch. »Die Masche ist zu alt, Frank. Sie zieht bei mir nicht mehr.«

Frank, ein blonder junger Mann, mit breiten Schultern, wandte Linda sein Gesicht zu. »Scheinst ja Erfahrung zu haben.«

»Hab' ich auch«, erwiderte Linda trotzig. »Wenn du nicht sofort vernünftig fährst, dann…«

In diesem Moment erstarb der Motor völlig.

Linda griff nach Franks Arm. »Bitte, mach doch keinen Unsinn. Ich muß spätestens um Mitternacht wieder in der Schule sein. Wir können es ja ein anderes Mal…«

Mit wütenden Bewegungen zündete sich Frank Gibson eine Zigarette an. Hastig blies er den Rauch gegen die Windschutzscheibe.

»Also, was ist, Frank?« fragte Linda Carrigan, die immer noch auf

eine Antwort wartete.

Frank atmete tief durch. »Der Wagen fährt wirklich nicht mehr, verdammt!«

Linda Carrigan legte vor Schreck ihre Hand auf den Mund. »Aber – aber, was machen wir denn jetzt?«

Frank zuckte die Achseln. »Erst mal nachsehen, ob ich die Mühle wieder in Gang bekomme. Um deine Unschuld brauchst du schon keine Angst zu haben.«

Er stieg aus und warf die Tür sehr heftig hinter sich zu.

Linda sah, wie er die Motorhaube hochklappte und hörte ihn hantieren. Ein unbehagliches Gefühl überkam sie.

Sie standen auf einem abgelegenen Waldweg. Er stellte nicht die direkte Verbindung zum Internat dar. Die Dunkelheit lag wie schwarzer Samt über dem Land.

Linda kurbelte das Seitenfenster herunter. Sie hörte das Rauschen der Bäume. Ab und zu klang der Schrei eines Käuzchens auf. Linda erinnerte sich plötzlich der Spukgeschichten, die sie sich als Kinder immer erzählt hatten…

Ein Knall riß sie wieder in die Wirklichkeit zurück. Frank hatte die Motorhaube zugeschlagen.

Wütend riß er die Fahrertür auf.

»Was ist? Kannst du den Schaden selbst beheben?« fragte Linda hoffnungsvoll.

»Nein«, knurrte Frank und warf sich auf den Fahrersitz. »Ich muß Hilfe aus dem nächsten Dorf holen.«

Linda mußte seine Worte erst verdauen, ehe sie antworten konnte. »Aber was geschieht denn mit mir? Ich muß doch in das Internat.«

Frank zuckte die Achseln. »Es sind nur noch zwei Meilen. Die kannst du auch zu Fuß gehen.«

»Zu Fuß?« Linda glaubte sich verhört zu haben.

»Ja«, grinste Frank. »Tut dir mal ganz gut. Du bist sowieso viel zu verwöhnt.«

»Das hat mir noch niemand gesagt.«

»Dann bin ich der erste.«

»Pah.«

Linda rückte bis ganz an die Tür und verschränkte die Arme vor der Brust. Sie war beleidigt. Aber nicht lange.

Nach einer Zigarettenlänge fragte sie: »War das dein Ernst, Frank?«

»Sicher.«

»Also schön. Dann sind wir von nun an geschiedene Leute. Ich hatte gedacht, ich… Ach, ist auch egal.«

Linda riß die Tür auf und sprang nach draußen.

In diesem Moment wurde Frank bewußt, daß er wohl etwas zu weit gegangen war.

Er jumpte ebenfalls aus dem kleinen Sportwagen und lief ein Stück hinter dem Girl her.

»Linda!« rief er. »Linda! Komm zurück! Ich habe es nicht so gemeint.«

Doch Linda hörte nicht. Oder sie wollte nicht hören.

»Dann eben nicht«, sagte Frank wütend und machte sich auf den Weg ins Dorf.

Selbstverständlich hatte Linda Carrigan Franks Rufe gehört. Doch ihr Stolz ließ es nicht zu, umzukehren. Sie würde den Weg zum Internat schon allein schaffen.

Nach einigen hundert Yards flaute Lindas Wut ab. Sie bekam plötzlich Angst. Ganz allein auf dem dunklen Waldweg, dazu die Geräusche der Natur, das unheimliche Rauschen der Baumkronen, der wolkenverhangene Himmel, an dem kein einziger Stern zu sehen war, all dies waren Erscheinungen, die Linda noch nie erlebt hatte.

Sie überlegte sogar, ob sie nicht doch lieber im Wagen auf Franks Rückkehr warten sollte, verwarf diesen Gedanken aber schließlich. Sie würde Frank nicht nachlaufen. Dann lieber die zwei Meilen noch durchstehen.

Linda Carrigan beschleunigte ihre Schritte.

Sie war das Laufen nicht mehr so recht gewohnt und bekam schon bald Atembeschwerden. Zwangsläufig wurde sie langsamer.

Ein Tier huschte plötzlich über den Weg. Linda erschrak fast zu Tode. »Mein Gott«, flüsterte sie, »jetzt habe ich schon vor einem Fuchs Angst.« Linda ging weiter.

Sie wußte nicht, daß sie sich immer mehr dem Leichenhaus der Lady Laduga näherte.

Der Weg beschrieb eine Biegung.

Und plötzlich drohte Lindas Herzschlag auszusetzen.

Auf dem Weg stand eine Gestalt! Ein Geist!

Der Geist schwebte in Kniehöhe über dem Weg. Genau auf die erstarrt dastehende Linda zu.

Lindas Kehle war wie zugeschnürt. Abwehrend hob das Girl beide Hände.

Wenige Yard vor ihr hielt die Gestalt an. Jetzt konnte Linda genau das Gesicht erkennen.

Es war schön und genauso weiß wie das lange Gewand. Nur die Hände, sie bestanden aus Knochen mit langen, spitzen Fingernägeln.

Langsam näherten sich die Hände Lindas Gesicht.

Erst jetzt löste sich ihre Erstarrung.

Markerschütternd schrie Linda auf. Sie warf sich herum, rannte los, zurück zum Wagen.

Sie war nicht schnell genug.

Ein eisiger Hauch holte das Girl ein. Die Totenhände schwebten über ihrem Kopf, griffen in das lange rote Haar.

Linda fiel auf den feuchten Boden, riß sich die zarten Nylons auf.

Wieder spürte sie den eisigen Hauch. Dann gruben sich spitze Fingernägel in ihren Nacken. Blut strömte aus den Wunden.

Linda warf sich auf den Rücken.

Die Frau in Weiß starrte sie an. Die kohlrabenschwarzen Augen blickten gnadenlos.

Wieder näherten sich die Totenhände Lindas Gesicht.

Sie kam nicht einmal mehr zu einer Abwehrbewegung. Die spitzen Fingernägel rissen ihr das Kleid auf, fetzten den BH vom Körper, drangen wie Nägel in ihr Fleisch.

Lindas Schrei war grauenhaft.

Verzweifelt versuchte sie, gegen dieses Gespenst anzukämpfen, wollte in das Gesicht schlagen…

Sie hatte keine Kraft mehr.

Immer tiefer drangen die Totenhände in ihren Körper. Lindas Abwehrbewegungen wurden fahrig, hörten plötzlich ganz auf.

Die weiße Frau löste sich von ihrem blutenden Opfer. Sie schwebte davon. Lautlos, wie sie gekommen war.

Zurück in ihr Reich. In das Leichenhaus.

***

Je weiter sich Frank Gibson von seinem Wagen entfernte, um so größer wurden seine Gewissensbisse.

Er hatte sich wie ein Idiot benommen. Das Girl einfach ganz allein in der Dunkelheit zurückzulassen. Aber sie wollte es ja nicht anders haben. Trotzdem…

Entschlossen machte Frank Gibson kehrt. Er beschleunigte jetzt seine Schritte noch mehr, rannte fast. Dann hatte er den Wagen erreicht. Der Triumph war leer.

Frank holte seine ovale Taschenlampe aus der Jackentasche und leuchtete in das Innere des Sportwagens. Er wollte ganz sichergehen, daß Linda auch wirklich weg war und sich nicht auf den Notsitz gequetscht hatte.

Doch der Lampenstrahl glitt über die leeren schwarzen Lederpolster.

Wütend biß sich Frank auf die Lippen. Er fluchte innerlich wie ein Maultiertreiber.

Da hörte er den Schrei.

Es war ein Schrei, wie ihn nur ein Mensch in äußerster Todesangst ausstoßen konnte.

Für Sekunden stand Frank wie gelähmt.

Linda! Sie war in Gefahr. Ganz deutlich spürte Frank Gibson es.

Er rannte los. Die eingeschaltete Taschenlampe hielt er in der ausgestreckten Hand. Der Strahl tanzte auf dem schmalen Weg.

Frank gelangte an eine Biegung, ließ sie hinter sich und sah Linda

Carrigan.

Sie lag auf dem Boden. Blutüberströmt.

Mit zwei, drei Sätzen war der junge Mann bei ihr, kniete nieder, hob den Kopf des Girls ein wenig an.

»Linda, Darling«, hauchte er und schämte sich seiner Tränen nicht.

Die Taschenlampe in seiner Linken beleuchtete das grauenhafte Bild.

Lindas gesamter Körper war zerkratzt. Sie blutete aus unzähligen fingertiefen Wunden. Selbst das Gesicht war kaum noch zu erkennen.

Es war ein Wunder, daß Linda überhaupt noch lebte. Ihr Atem ging schwer und rasselnd.

Plötzlich schlug sie die Augen auf, erkannte Frank, und ein verlorenes Lächeln glitt über ihr Gesicht.

Ihre rechte Hand tastete nach Franks Arm. Sie schluckte, versuchte zu sprechen.

»Ganz ruhig, Linda«, flüsterte Frank erstickt. »Es wird alles wieder gut werden. Ich bringe dich zu einem Arzt.«

»Nein, Frank«, stieß Linda Carrigan abgehackt hervor. »Ich… ich werde sterben. Die weiße Frau. Ich…« In ihren Augen erkannte Frank plötzlich eine entsetzliche Panik. »Frank – bitte… Die weiße Frau…« Lindas Finger krallten sich in Franks Arm fest. »Sie – sie mordet. Es – es… gibt sie wirklich. O Frank – mir ist so kalt. Ich… glaube, ich sterbe. Frank…!«

Verzweifelt schrie Linda Carrigan den Namen des jungen Mannes. Dann wurde ihr Körper schlaff. Die Augen brachen.

Linda Carrigan war tot!

Aufschluchzend warf sich Frank Gibson über die Tote. Er wußte nicht, wie lange er gelegen hatte, irgendwann kam er wieder zu sich. Das Licht der Taschenlampe war wesentlich schwächer geworden. Bestimmt mußte es schon weit nach Mitternacht sein.

Frank Gibson erhob sich. Er merkte nicht, daß seine Kleider blutbesudelt waren. Minutenlang starrte er auf die Tote.

»Ich werde deinen Tod rächen«, flüsterte er heiser, »das schwöre ich dir, Linda.«

Frank Gibson würde Lindas Tod niemals rächen. Er konnte nicht ahnen, daß hier Mächte ihre Hand im Spiel hatten, die stärker waren als er.

Ruckartig wandte sich Frank Gibson um. Dann begann er zu laufen, so schnell er konnte.

Bald gelangte er auf den Hauptweg, der direkt zum Internat führte.

Unten hinter dem kleinen Fenster brannte noch Licht. Hier wohnte der Hausmeister. Frank hatte ihn zweimal zu Gesicht bekommen.

Keuchend blieb Frank vor der Haustür stehen. Sein Daumen preßte sich auf den Klingelknopf.

Das schrille Geräusch zuckte durch die Stille.

Frank hörte den Hausmeister fluchen. »Ich komm' ja schon.« Schwere Schritte näherten sich der Tür. Dann wurde sie aufgerissen.

»Das wird Ärger geben, Miss…«

Der Hausmeister stutzte. Erst jetzt bemerkte er, daß er nicht eines der Girls vor sich hatte.

»Ja, aber was wollen Sie denn hier, junger Mann?«

Frank holte noch dreimal tief Luft, ehe er antworten konnte.

»Mr. Elkham, Sie müssen die Polizei alarmieren. Linda Carrigan… Sie ist – sie ist tot.«

Bob Elkham war ein älterer gutmütiger Mann mit Stirnglatze und einem Kranz rostroter Haare herum. Er tat nie etwas übereilt. So auch jetzt nicht.

»Nun kommen Sie erst mal rein, junger Mann.«

»Aber Linda…«

»Ja, ja, schon gut. Kommen Sie.«

Frank Gibson blieb nichts anderes übrig.

Der Hausmeister führte den aufgeregten jungen Mann in sein mit Plüschmöbeln ausstaffiertes Junggesellenwohnzimmer. Erst jetzt, bei Licht, sah er, was mit Frank Gibson los war.

»Aber Sie sind – Sie sind ja voller Blut.«

Frank hob in einer verzweifelten Gebärde beide Hände. »Ich habe Ihnen doch gesagt, Linda, mein Girl, sie ist ermordet worden. Ermordet, verstehen Sie? Viehisch umgebracht!« Die letzten Worte schrie er dem Hausmeister ins Gesicht.

Bob Elkham war kalkweiß geworden. »Wir müssen die Polizei anrufen. Wo hat man denn Ihre Freundin umgebracht?«

»Auf dem kleinen Waldweg, der dann in den Hauptweg mündet.«

Der Hausmeister hielt schon den Hörer des Telefons in der Hand. Er hatte die Privatnummer von Konstabler Sandford gewählt. Erst nach einiger Zeit wurde abgehoben. Eine verschlafene Stimme meldete sich.

»Ich bin's, Bob«, sagte der Hausmeister. »Hier ist gerade ein junger Mann angekommen, der behauptet, seine Freundin wäre ermordet worden.« Es folgte die Tatortangabe.

Bob Elkham lauschte ein paar Sekunden. Dann wandte er sich an Frank.

»Wie heißen Sie?«

»Frank Gibson.«

Bob Elkham sagte es dem Konstabler. Danach hörte er wieder einige Zeit zu.

Schließlich sagte er: »Nein, du mußt sofort kommen. Ich glaube nicht, daß der Junge spinnt. Er ist übrigens ganz voller Blut. Wann, sagst du, bist du da?«

»In 20 Minuten«, quäkte es aus dem Hörer.

»Gut. Wir werden uns am Tatort treffen.«

Bob Elkham legte den Hörer wieder auf die Gabel. »Sie haben gehört, was ich mit dem Konstabler vereinbart habe?«

Frank Gibson nickte.

»Schön, dann wollen wir mal. Warten Sie, ich hole nur noch meine Jacke und ein Gewehr. Man kann nie wissen.«

Der Hausmeister verschwand in einem Nebenzimmer. Nach einer halben Minute war er wieder da.

Die beiden Männer verließen das Internat.

Frank Gibson hatte es natürlich eilig. Das Tempo konnte der Hausmeister nicht mithalten.

»Nicht so schnell, junger Mann. Ein alter Mann wie ich ist doch kein D-Zug.«

»Entschuldigen Sie.«

Bob Elkham winkte ab.

Jetzt gingen die Männer nebeneinander her. Der Hausmeister hatte das Gewehr geschultert. Es war eine alte Jagdflinte.

»Sie sprach von einer weißen Frau, bevor sie starb«, sagte Frank Gibson plötzlich.

»Was?« Der Hausmeister blieb stehen.

»Ja, Linda sprach von einer weißen Frau.«

»Um Gottes willen.« Unwillkürlich schlug der Hausmeister ein Kreuz. »Die Lady Laduga, sie ist wiedergekommen.«

»Wer?« fragte Frank Gibson.

»Die Lady Laduga. Oder die weiße Frau. Sie wohnt in dem Leichenhaus. Sie ist schon über 300 Jahre tot, doch ihr ruheloser Geist lebt weiter. Sie wird wieder morden. Das war erst der Anfang.«

»Ich verstehe nicht, Mister…?«

»Haben Sie noch nie von der unheimlichen Mordserie gehört? Damals, 1965?«

»Nein.«

»Fünf Menschen wurden bestialisch umgebracht. Scotland Yard konnte den Täter nie fassen. Aber ich sage Ihnen, junger Mann, damals war es auch die weiße Frau gewesen. Ich lebte zu der Zeit noch unten im Dorf. Wir haben den Beamten alles erzählt, doch sie wollten uns nicht glauben. Ich gehe keinen Schritt mehr weiter.«

Frank Gibson war nachdenklich geworden. »Seien Sie kein Feigling«, sagte er zu dem Hausmeister. »Wir sind schließlich zu zweit. Und außerdem haben Sie ein Gewehr.«

»Das hilft gegen Geister auch nicht. Die weiße Frau ist unverwundbar.«

»Wo, sagten Sie, wohnt die weiße Frau oder Lady Laduga, wie man sie nennt?«

»In ihrem Leichenhaus. Ihr Mann hat sie dort damals lebendig eingemauert. Ehe er den letzten Stein eingefügt hatte, sprach sie noch

einen grauenhaften Fluch aus. Dieser Fluch hat die Jahrhunderte überdauert.«

»Aber das sind doch Märchen.« Frank Gibson versuchte seiner Stimme einen belustigten Klang zu geben. Doch es gelang nicht so ganz.

»Es sind keine Märchen, junger Mann.«

»Gut, dann sind es eben keine. Gehen wir nun weiter?«

»Ja«, erwiderte der Hausmeister. »Ich will nicht, daß Sie in mir einen Feigling sehen.«

Die beiden Männer machten sich wieder auf den Weg.

»Ich habe es geahnt«, murmelte Bob Elkham, »daß es einmal so kommen würde. Ich habe es immer gesagt, doch niemand hat auf mich gehört. Und die Mädchen in dem Internat, die sind in Gefahr. Alle.«

Auch Frank Gibson lag ein Klumpen im Magen. Wenn er ehrlich sein sollte, hatte er auch Angst. Die Erzählungen des Hausmeisters waren nicht spurlos an ihm vorübergegangen.

»Gleich muß die Stelle kommen«, sagte Frank Gibson und leuchtete mit seiner Lampe, die jetzt kaum noch Licht gab.

»Sparen Sie sich Ihre Batterie«, erwiderte Bob Elkham, »ich habe eine andere Lampe bei mir.«

Er griff in die Jackentasche und holte eine Stablampe hervor.

Der starke Strahl erleuchtete den Weg fast taghell.

»Da, da muß es sein«, sagte Frank aufgeregt und deutete mit dem Arm nach vorn.

Der Hausmeister hob die Lampe ein wenig an, um eine breitere Fläche beleuchten zu können.

»Ich seh' nichts«, knurrte er.

»Aber das ist doch… Sie hat doch dort…« Frank Gibson war ganz durcheinander. Er konnte es nicht begreifen. Linda Carrigan war verschwunden.

Der Hausmeister trat vorsichtshalber einen Schritt zur Seite. »Haben Sie mir einen Bären aufgebunden, Gibson? Wenn das ein Scherz sein soll, dann ist es ein verdammt schlechter. Das wird Sie noch teuer zu stehen kommen.«

»Nein, ich – ich kann es selbst nicht begreifen. Sie hat doch hier gelegen, an dieser Stelle.«

Bob Elkham nahm das Gewehr von seiner Schulter und richtete die Mündung auf Frank Gibson. »Das werden wir gleich haben. Wir warten, bis der Konstabler kommt. Der kann Sie gleich mitnehmen.«

Der junge Mann schüttelte den Kopf. Er war noch immer völlig durcheinander.

»Wahrscheinlich haben Sie das Mädchen selbst umgebracht«, mutmaßte der Hausmeister, »haben es dann in einem Gebüsch

versteckt und mir…«

»Das ist doch alles Quatsch«, regte sich Frank Gibson auf. »Wir werden schon Spuren finden. Da auf dem Boden… Leuchten Sie mal genau hin. Die dunklen Flecke.«

Der Hausmeister kam nicht mehr dazu, denn ein Scheinwerferpaar tanzte den Weg hoch.

Wenig später stoppte Konstabler Peter.

Ächzend quälte er sich aus seinem Dienstwagen, einem Morris.

»Hallo, Bob«, knurrte er. »Ist das der Mann?«

»Ja. Aber du wirst dich wundern.«

»Wieso?«

»Die Leiche ist nämlich auf einmal weg.«

»Ach?« Das Gesicht des Konstablers verfinsterte sich. Drohend sah er Frank Gibson an. »Sollten Sie mich umsonst aus dem Bett geholt haben?«

»Nein, Konstabler. Die Leiche ist da, das heißt, sie ist nicht mehr da. Ich…«

»Was ist denn nun, verdammt? Ich sehe keine Leiche.«

»Lassen Sie sich doch erklären«, sagte Frank Gibson.

Er erzählte die Geschichte noch mal. Von Anfang an.

»Außerdem«, so schloß er, »werden Sie bestimmt Blutspuren finden.«

Peter Sandford war fast zwei Meter groß. Er hatte das traurige Gesicht einer Eule, und ein sandgelber Schnurrbart zierte seine Oberlippe.

»Gib mir mal die Lampe«, sagte er zu dem Hausmeister.

Dann leuchtete der Konstabler den Boden ab. Er bückte sich sogar, was bei ihm viel heißen wollte, denn Bewegung hielt Peter Sandford schon für Arbeit.

Nach einiger Zeit richtete der Konstabler sich auf und kratzte nachdenklich sein Ohr. »Der junge Mann hat recht. Es ist tatsächlich Blut«, wandte er sich an Bob Elkham.

Der Hausmeister leckte sich die Lippen. Er wußte auch keinen Rat.

»Ich habe es Ihnen doch gesagt«, regte sich Frank Gibson auf. »Meine Freundin ist hier ermordet worden, und zwar von einer weißen Frau.«

»Sollte eine neue Mordserie beginnen?« fragte Bob Elkham leise.

»Vielleicht«, vermutete der Konstabler. »Aber eins sage ich dir, Bob, das ist was für Scotland Yard. Ich schlage mich mit dem Fall nicht rum.«

»Die haben doch damals auch nichts erreicht.«

»Da waren andere Zeiten, Bob. Ich habe so einiges läuten gehört. Sie sollen jetzt eine Spezialabteilung haben, die sich mit rätselhaften Kriminalfällen befaßt. Die haben da verdammt fähige Leute, wie ich gehört habe.«

»Kennst du denn einen?«

»Nein, Bob. Persönlich nicht. Aber einen Namen habe ich schon mal gehört. Der Mann soll das As der Truppe sein.«

»Und wie heißt der Supermann?« wollte der Hausmeister wissen.

»Sinclair. John Sinclair.«

***

Zwei Tage vergingen. Tage, in denen der Konstabler mit Hunden und einigen freiwilligen Helfern die Gegend nach der Leiche des Mädchens abgesucht hatte.

Vergebens. Es war nirgendwo eine Spur zu entdecken.

Vor der Presse hatte man alles geheimhalten können. Selbst Linda Carrigans Mitschülerinnen wußten nichts von dem Schicksal ihrer Klassenkameradin. Man hatte ihnen gesagt, Linda wäre zu ihrer kranken Mutter gereist.

Natürlich hatte sich Frank Gibson intensiv an der Suche beteiligt. Am Abend des zweiten Tages wurde sie dann endgültig eingestellt.

Frank Gibson saß im Büro des Konstablers und spielte mit einem Bleistift.

»Immer noch keine Nachricht von Scotland Yard?« fragte er.

»Nein, Mr. Gibson. Ich glaube, die nehmen uns nicht ernst. Kann ich irgendwie verstehen. Eine verschwundene Leiche, das ist Arbeit für den Konstabler.« Sandford nahm einen Schluck Tee, den ihm seine Frau gebracht hatte. Mit einem langen »Ah!« setzte er die Tasse ab. »Wenn ich Ihnen einen guten Rat geben darf, junger Mann, fahren Sie auch nach Hause. Wir geben Ihnen schon Bescheid, wenn wir Ihre Freundin doch noch gefunden haben.«

»Nein, Konstabler. Ich bleibe hier. So lange, bis ich Gewißheit habe.«

»Schön. Ich kann sie nicht hindern.«

Frank Gibson stand auf. »Ich gehe jetzt zum Abendessen. Anschließend werde ich mal dem Leichenhaus einen Besuch abstatten.«

Konstabler Sandford sah ihn nachdenklich an. »Machen Sie keinen Fehler, Mr. Gibson.«

Frank lachte spöttisch auf. »Es haben nicht alle soviel Angst wie Sie, Konstabler.«

»Das hat mit Angst nichts zu tun.«

»Womit denn?«

»Das verstehen Sie nicht. Sie sind nicht hier aufgewachsen, Mr. Gibson. Sind nicht mit Geistern und Legenden groß geworden. Hier glauben die Leute wirklich noch an Gespenster.«

»Sie auch, Konstabler?«

»Ich auch.«

»Na, dann gute Nacht. Und träumen Sie gut. Von Gespenstern und Geistern.«

Konstabler Sandford sah dem jungen Mann noch lange vom Fenster aus nach. Er hatte das Gefühl, daß er ihn nie wiedersehen sollte.

***

Frank Gibson gingen die Erzählungen des Hausmeisters nicht aus dem Kopf. Sicher, er glaubte nicht an Geister. Er war ein moderner junger Mann, interessierte sich für Technik und Popmusik. Und die alten Geschichten, die man sich immer noch erzählte, lockten ihm nicht einmal ein müdes Lächeln ab.

Trotzdem, er fand keine Erklärung für Lindas rätselhaftes Verschwinden.

In einem der drei Gasthäuser des Ortes aß Frank Gibson etwas zu Abend. Danach machte er sich mit einer Taschenlampe und einem Messer bewaffnet auf den Weg.

Sein Ziel war das bewußte Leichenhaus.

Mittlerweile war es dunkel geworden. Von dem Bach in der Nähe stiegen Nebelschwaden auf, die sich wie Schleier über das Land legten.

Frank Gibson fuhr vorsichtig bis zu der Stelle, wo Linda ermordet worden war.

Als die Wagentür des Triumph zuklappte, umfing den jungen Mann Totenstille. Es schien, als hätten der Nebel und die Dunkelheit auch die Tiere des Waldes in ihre Höhlen und Nester getrieben. Ein bißchen unheimlich war es Frank Gibson doch schon zumute.

Er verließ den schmalen Weg und drang in den Wald ein. Die eingeschaltete Taschenlampe in der Rechten, ging er voran. Dorniges Gebüsch und dicke Baumstämme erschwerten das Vorwärtskommen.

Frank Gibson hatte sich ungefähr die Richtung gemerkt, in der das Leichenhaus liegen mußte. Er hoffte, es schnell zu finden.

Der starke Strahl der Lampe geisterte durch die Dunkelheit, glitt über knorrige Äste und Farnkräuter, tanzte über aus dem Boden ragende Baumwurzeln und schreckte einige Fledermäuse auf.

Frank Gibson ging weiter. Unverdrossen.

»Fraaank!«

Der junge Mann zuckte zusammen. Hatte da nicht jemand seinen Namen gerufen?

Gebannt lauschte er.

Da wieder.

»Fraaank!«

Mein Gott, das war Lindas Stimme. Eine Gänsehaut rieselte über Franks Rücken.

Immer noch stand er wie zur Salzsäule erstarrt. Unbewußt hatte er die Taschenlampe ausgeschaltet. Seine Augen bohrten sich in die Dunkelheit, versuchten verzweifelt, etwas zu erkennen.

»Fraaank!«
Wieder dieser Ruf. Diesmal näher und lauter.
Der Schweiß trat dem jungen Mann auf die Stirn. Er ging ein paar Schritte zur Seite und versteckte sich hinter einem Baumstamm.
Die Stille lastete wie ein schwerer Teppich auf ihm. Er wußte nicht, was er machen sollte.
Dann wieder dieser Schrei.
»Fraaank!«
Kein Zweifel, das war wirklich Lindas Stimme. Der Ruf klang verzweifelt, als hätte Linda große Schmerzen.
»Ich komme!« rief Frank Gibson plötzlich. »Ich komme, Linda!«
Er war aufgeregt wie nie in seinem Leben. Aber es kam noch etwas anderes hinzu.
Die Angst.
Frank Gibson lief einige Schritte und blieb plötzlich stehen.
Etwas war ihm zu Bewußtsein gekommen. Linda, sie konnte ihn ja nicht rufen. Sie war tot.
Oder…?
An eine andere Möglichkeit wagte Frank Gibson gar nicht zu denken. Ganz von allein fielen ihm jetzt die Geschichten der älteren Leute ein. Die Erzählungen von den Toten, die zurückkamen, deren Seelen im Grab keine Ruhe finden konnten.
Frank Gibson hatte auf einmal das Gefühl, daß dieser Ruf aus dem Jenseits zu ihm gedrungen war.
Da! Etwas schwebte zwischen den Bäumen. Etwas Großes, Weißes.
Waren es Nebelschleier? War es Einbildung?
Der weiße Fleck kam näher, wurde deutlicher. Eine Gestalt kristallisierte sich heraus.
Eine Frauengestalt!
In einem langen weißen Kleid. Die weiße Frau!
Es gab sie wirklich. O Gott!
Frank merkte nicht, daß seine Knie zitterten. Gebannt starrte er auf den Geist, der in Kniehöhe zwischen den Bäumen über dem Boden schwebte.
Auf ihn zukam…
Wie bei Linda. Und Linda war tot. Sollte er auch?
Frank riß die Taschenlampe hoch, schaltete sie ein.
Der Lichtstrahl bohrte sich durch die Dunkelheit, fing die schemenhafte Gestalt ein.
Ein grinsender Totenschädel starrte Frank entgegen.
Doch nur für einen Augenblick. Der Schädel verwandelte sich, Haut wurde sichtbar, dann Augen, Nase, Mund, Kinn, Ohren.
Der Totenschädel hatte sich in ein Gesicht verwandelt.
In ein Frauengesicht.

In Lindas Gesicht.

»Linda!« Frank Gibson schrie den Namen seiner Freundin heraus.

Sie kam auf ihn zu. Lautlos, unheimlich. Frank konnte jede Einzelheit ihres Gesichtes erkennen, genau wie früher, als sie noch…

Aber Linda war tot!

Franks Hände zitterten. Die Taschenlampe fiel auf den Boden, brannte dort weiter.

Lindas Lippen bewegten sich, wollten etwas sagen.

Frank Gibson vergaß alles. Er sah nur seine Linda, die ihn jetzt anlächelte.

Frank streckte beide Arme aus. »Komm, Linda«, flüsterte er, »komm zu mir.«

Keine innere Stimme warnte ihn mehr. Niemand machte ihm bewußt, daß Linda ein Geist war.

Ein Geist, der morden wollte, der Blut brauchte…

Linda schwebte immer näher.

Jetzt hatte sie Franks ausgestreckte Arme erreicht, berührte seine Fingerspitzen.

Ein kalter Hauch umfing Frank Gibson.

Todeshauch.

Der junge Mann fühlte nichts zwischen seinen Händen. Er konnte Linda nicht greifen.

Mit weit aufgerissenen Augen starrte er in das Gesicht der Toten, das immer näher kam, schon dicht vor seinen Lippen schwebte.

»Linda!« flüsterte Frank.

Sie lächelte.

Zwei Krallenhände legten sich auf Franks Schultern, strichen an seinen Armen entlang, dann über seine Brust.

Frank Gibson stand wie ein Denkmal. Konnte sich einfach nicht rühren. All seine Gedanken waren plötzlich ausgeschaltet. Seine Lippen bewegten sich, wollten etwas sagen, doch kein Laut drang aus seinem Mund.

Nur diese Kälte. Frank fühlte, wie sie durch seine Glieder fuhr, wie sie ihn unbeweglich machte.

Die Krallenhände legten sich um Franks Hals.

Noch immer ahnte Frank nichts Böses.

Da drückten die Totenhände zu. Gnadenlos.

Jetzt erst wachte Frank auf. Ein heiseres Röcheln entrang sich seiner Kehle.

Panik sprang ihn an. Plötzlich wußte er ganz genau, was seine Stunde geschlagen hatte.

Er mobilisierte alle Kräfte. Stemmte sich gegen den Druck.

Ohne Erfolg. Wie Eisenklammern lagen die Totenhände um seinen Hals.

Die Augen quollen dem jungen Mann fast aus den Höhlen. Er bekam keine Luft mehr. Der Kopf drohte ihm zu platzen.

Frank Gibson sank in die Knie.

Die würgenden Totenhände hielten weiter seinen Hals umklammert.

Verzweifelt strampelte Frank mit den Beinen. Seine Arme schlugen wild in der Luft umher. Es war ein letztes Aufbäumen. Ein Versuch, dem drohenden Tod zu entrinnen.

Langsam schwand Frank Gibsons Bewußtsein. Das letzte, was er wahrnahm, war Lindas Gesicht, das zu einer schrecklichen Grimasse verzerrt war und langsam zerfiel, bis es wieder ein grinsender Totenschädel war.

Wenig später war Frank Gibson tot.

Die Geister hatten ein neues Opfer in ihr Schattenreich geholt.

***

Konstabler Sandford betrat jeden Morgen pünktlich um acht Uhr sein spartanisch eingerichtetes Büro. Meistens schlief er dann bis um zehn Uhr weiter und machte anschließend seine Runde. Mittags aß er zu Hause.

Er hatte gerade seine Uniformjacke an den Haken gehängt, als die Türklingel schrillte. »Mach mal auf, Brenda«, rief der Konstabler. Brenda hieß seine Frau. Sie waren schon über 20 Jahre verheiratet. Kinder hatte es keine gegeben.

Brenda Sandford führte Mrs. Pellingham in die Küche. Mrs. Pellingham unterhielt die kleine Pension, in der Frank Gibson abgestiegen war.

Konstabler Sandford kannte die Frau seit seiner Kindheit.

»Hör mal zu, Peter«, sagte sie. »Ich soll dir was bestellen.«

»So?« Sandford, der schon am Tisch Platz genommen hatte, blickte interessiert hoch.

»Du weißt doch, bei mir wohnt dieser junge Mann, Frank Gibson. Und der hat mir aufgetragen, dir Bescheid zu sagen, wenn er nicht bis zum Mittag wieder da ist. Du wüßtest dann schon, wie es weitergeht.«

Konstabler Sandford preßte einen Fluch zwischen den Zähnen hervor.

»Ist was?« fragte Mrs. Pellingham neugierig. »Hängt das etwa mit der Suchaktion zusammen?«

Mrs. Pellingham war außer Pensionsinhaberin auch noch die Klatschbase vom Dienst. Und das wußte Konstabler Sandford genau. Deshalb schüttelte er nur den Kopf und erwiderte: »Du kannst vollkommen beruhigt sein. Es ist nichts. Vielen Dank für die Mitteilung.«

Mrs. Pellingham verstand den Wink mit dem Zaunpfahl und verabschiedete sich.

Brenda Sandford, eine etwas rundliche Frau mit Übergewicht, sah ihren Mann an.
»Was ist los?«
»Ich weiß es noch nicht.« Der Konstabler stand auf. »Du kannst übrigens das Essen wieder wegräumen. Ich muß weg.«
»Ist es wegen des jungen Mannes?«
»Ja.«
»O Gott. Hoffentlich ist ihm nichts passiert.«
Konstabler Sandford zuckte die Achseln.
Draußen faltete er seinen langen Körper in den Morris und startete. Er konnte sich denken, wohin Frank Gibson gefahren war.
Und richtig. Er sah den feuerroten Triumph schon von weitem. Leer stand er auf dem Weg.
Konstabler Sandford stoppte seinen Morris neben dem Sportwagen. Er stieg aus und sah sich einige Zeit um. Auch jetzt, um die Mittagszeit, machte der Wald auf ihn einen unheimlichen Eindruck. Konstabler Sandford überwand sich selbst, schüttelte das unbehagliche Gefühl ab und ging in den Wald.
Grabesstille empfing ihn.
Der Konstabler begann ein Lied zu pfeifen, um sich zu beruhigen.
Nach einer Viertelstunde fand er Frank Gibsons Taschenlampe.
Mehr nicht.
Da ahnte Konstabler Sandford plötzlich, daß der junge Mann tot war.
Er nahm die Taschenlampe und lief zu seinem Wagen zurück.
Nein, dieser Fall war nichts für ihn. Das ging über seine Vorstellungswelt. Jetzt mußte sich unbedingt Scotland Yard der Sache annehmen. Und zwar so schnell wie möglich!

***

Es war an einem Montag.
Pünktlich um acht Uhr betrat John Sinclair sein Büro im neuen Scotland-Yard-Gebäude.
John fühlte sich nicht besonders gut. Er hatte am Abend vorher mit seinem Freund Bill Conolly einen kleinen Zug gemacht, und der hatte sich dann bis nach Mitternacht hingezogen.
Ächzend ließ sich John auf seinen Schreibtischstuhl fallen und reckte sich nochmals ausgiebig.
Da sah er den Zettel.
Er lag auf der Schreibtischunterlage. »Bitte, zum Chef kommen!« las John. »Auch das noch«, knurrte er. »Konnte der alte Knabe nicht anrufen?«
John gab sich einen Ruck und marschierte los.
Im Vorzimmer hockte Mrs. Bruns, Superintendent Powells Zimmerpalme, sie vergnügte sich mit der IBM.

John räusperte sich leicht, ehe er einen guten Morgen wünschte.

Mrs. Bruns nahm ihre Brille ab und sah John prüfend an. »Hat wieder lange gedauert, gestern abend, nicht?«

»Sie merken aber auch alles«, grinste John. »Ist der Alte drin?«

»Ja, er wartet schon auf Sie. Mr. Powell hat übrigens Besuch…«

»Oh – wer ist es denn?«

»Keine Ahnung.«

»Na, dann wollen wir mal.«

»Gut, daß Sie da sind, John«, begrüßte ihn Superintendent Powell. »Darf ich Ihnen Sir James Carrigan vorstellen«

Aus der schwarzen Ledersitzgruppe in der Ecke erhob sich ein Mann, der aussah, wie sich das kleine Fritzchen einen Engländer vorstellt. Hager, mit sorgfältig gestutztem Schnauzer und eingepackt in einen Tweedanzug.

Die beiden Männer schüttelten sich die Hände. Dann nahm man wieder Platz.

Superintendent Powell ergriff das Wort. »Linda Carrigan, Sir James' Tochter, ist verschwunden. Sie wohnte in einem Internat oben an der englischen Nordostküste. Es heißt, sie sei ermordet worden. Man hat jedoch nie ihre Leiche gefunden.«

»Vielleicht ist sie durchgebrannt«, meinte John.

Wegen dieser Bemerkung fing er sich einen giftigen Blick von Sir James Carrigan ein.

»Mr. Sinclair!« rügte ihn auch Superintendent Powell.

»Es kann doch möglich sein«, verteidigte sich John.

»Aber nicht bei meiner Tochter«, fiel ihm Sir James ins Wort.

»Außerdem«, sagte Superintendent Powell, »ist auch ihr Freund verschwunden.«

»Na, dann ist doch alles klar«, erwiderte John. »Die beiden sind…«

»Die beiden sind eben nicht«, unterbrach ihn Superintendent Powell. »Den Grund werde ich Ihnen jetzt sagen, Inspektor. Erinnern Sie sich an eine gewisse Lady Laduga?«

»Lady Laduga?« wiederholte John leise. »Moment, da war doch…? Ja, richtig. Ich war damals noch auf der Polizeischule. Irgendeine noch unaufgeklärte Mordserie oben im Norden unseres hübschen Landes.«

Superintendent Powell lächelte. »Ich sehe, Sie sind auf der richtigen Spur, Inspektor. Fünf Menschen wurden damals umgebracht. Man konnte den oder die Täter nie finden. Einheimische sprachen von einem Geist, eben dieser Lady Laduga. Die Ermordeten waren alles Hotelgäste. Das Hotel wurde dann verkauft und umgebaut in ein Internat.«

»Und in diesem Internat war meine Tochter«, führte Sir James Carrigan die Ausführungen zu Ende.

»Dann allerdings nehme ich alles zurück und behaupte das Gegenteil«, sagte John.

»Sie werden heute noch fahren, Inspektor. Der Ort heißt Hillside. Der Konstabler dort hat bereits telegrafisch Bescheid bekommen.«

»Darf ich dazu noch etwas sagen, Sir?«

»Bitte, Inspektor.«

»Wie ich mich erinnern kann, haben damals sehr viele Beamte von Scotland Yard versucht, den unheimlichen Mörder zu fangen. Sie hatten jedoch kein Glück. Und glauben Sie, daß ein einziger Mann wie ich…«

»Aber Inspektor.« Superintendent Powell schaute sehr vorwurfsvoll. »Sie werden selbstverständlich nicht als Inspektor von Scotland Yard auftreten.«

»Sondern?« fragte John.

»Als Lehrer am Internat.«

John brauchte zwei Minuten, ehe er die Überraschung verdaut hatte. Und dann war er immer noch perplex. »Ich als Lehrer? Ja, zum Teufel, was soll ich denn unterrichten?«

»Psychologie, zum Beispiel.«

Da hatte der Superintendent gar nicht mal so unrecht. John Sinclair hatte früher eine Spezialausbildung in Psychologie und Parapsychologie bekommen. Er hatte außerdem einige Semester Physik und Chemie studiert und natürlich Kriminologie. Das war die Theorie. Die Praxis sah wie folgt aus: John Sinclair beherrschte fast sämtliche Kampfsportarten der Welt, konnte schießen, Auto fahren und besaß einen Pilotenschein. John Sinclair wurde nur auf Fälle angesetzt, die den normalen Rahmen sprengten. Seine Aufgaben führten ihn in die Welt des Übernatürlichen, des Unheimlichen. Und hier hatte John schon manches Abenteuer erlebt.

»Nun, Inspektor?«

John blickte seinen Chef an. »Sie haben mich überzeugt.«

»Sie werden noch heute fahren, Inspektor. Am besten, Sie nehmen Ihren eigenen Wagen.«

»Gut.«

Superintendent Powell wandte sich wieder an Sir James Carrigan.

»Zufrieden?«

»Vorerst ja.«

John Sinclair erhob sich. »Kann ich dann die alten Akten haben, Sir?« wandte er sich an seinen Chef.

»Die Sachen hat Mrs. Bruns.«

»Dann darf ich mich jetzt verabschieden.«

John drückte den beiden Männern die Hand. Superintendent Powell flüsterte noch: »Passen Sie auf, John. Ich habe solch ein komisches Gefühl.«

»Wann hatten Sie das nicht, Sir?« lachte John und betrat das Vorzimmer.

Mrs. Bruns, Vollblutsekretärin und in der Blüte ihres Lebens stehend, hatte die Akten, die John brauchte, schon in der Hand.

»Sie sind wie immer perfekt.«

»Das gehört zu meinen Aufgaben, Inspektor«, erwiderte Mrs. Bruns spitz.

»Wenn wir Sie nicht hätten…«, sagte John versonnen.

»Was dann, Inspektor?«

»Hätten wir ‘ne andere«, grinste John und verschwand aus dem Raum, ehe ihm Mrs. Bruns irgend etwas an den Kopf werfen konnte.

In seinem Büro wartete bereits jemand auf ihn.

Bill Conolly, Reporter und John Sinclairs Freund.

Bill hockte hinter dem spartanischen Schreibtisch und trank Mineralwasser.

»Mann ich trinke niemals mehr Alkohol«, stöhnte der Reporter, als John sein Büro betrat.

»Ich weiß überhaupt nicht, was du hast«, grinste der Inspektor. »Wenn man nichts vertragen kann, soll man die Finger davon lassen.«

»Das mußt du gerade sagen. Hättest dich gestern abend mal sehen sollen. Ich war eben nicht in Form. Wir können ja am nächsten Wochenende den Zug wiederholen…«

»Ich denke, du trinkst keinen Alkohol mehr.«

»Ach, zum Teufel.«

»Am nächsten Wochenende bin ich wahrscheinlich nicht da«, sagte John und zündete sich eine Zigarette an. Die erste an diesem Morgen.

Bill wurde hellhörig. »Wieder ein neuer Fall. Los, rück ‘raus mit der Sprache.«

»Nichts da, Sportsfreund. Wie sagt man so schön: Top Secret.«

»Aber nicht für mich, John. Ich bin wieder mit von der Partie. Brauche sowieso ‘ne neue Story. Die letzte hat eingeschlagen wie eine Bombe.«

»Da hättest du auch bald den Löffel abgegeben«, sagte John trocken.

»Berufsrisiko.«

John Sinclair wußte, daß sein Freund Bill Conolly ein Quälgeist war. Was er sich einmal in den Kopf gesetzt hatte, führte er auch durch. Egal, was kam.

»Okay«, sagte John, »du fährst mit. Aber nur unter einer Bedingung.«

»Laß schon hören.«

»Ich bin der Boss. Und jetzt hör zu. Ich habe schon einen Plan.«

Die beiden Männer saßen noch eine Stunde beisammen. Als sie die Akten gelesen hatten und John auch seinen Plan erläutert hatte, wurde es Bill Conolly doch etwas mulmig zumute.

***

John Sinclair erreichte das Internat am Abend. Er stellte seinen Bentley auf dem schuleigenen kleinen Parkplatz ab, nahm seinen Koffer und schellte bei Bob Elkham, dem Hausmeister.

»Mein Name ist John Sinclair«, sagte der Inspektor, als wenig später geöffnet wurde.

»Wir haben Sie bereits erwartet, Mr. Sinclair. Kommen Sie herein. Ich bin Bob Elkham.«

»Angenehm.«

Die beiden Männer schüttelten sich die Hände.

»Ihre Kollegen erwarten Sie im Lehrerzimmer, Mr. Sinclair«, sagte der Hausmeister. »Kommen Sie bitte mit.«

Über einen kleinen Verbindungsflur gelangten sie in die Schule. John besah sich das Innere interessiert. Man hatte an der Urbauweise kaum etwas geändert. Noch immer herrschten die hohen Gänge vor, an deren Wänden Bilder hingen. Dicke, runde Säulen stützten die schweren Decken. Alles wirkte kalt und unpersönlich. Der Steinboden war spiegelglatt gebohnert.

»Ihr Zimmer und die Zimmer der Mädchen liegen im anderen Trakt«, erklärte der Hausmeister. »Der ist wesentlich freundlicher eingerichtet.«

»Da bin ich beruhigt«, lächelte John.

Im Konferenzzimmer wurden sie bereits erwartet. Der Rektor höchstpersönlich stellte John Sinclair vor.

Johns neue Kollegen waren durchweg ältere Männer, die wohl hier noch nach ihrer Pensionierung unterrichteten.

Auch der Rektor hatte seine besten Jahre schon weit hinter sich. Er hieß Andrew Cunningham, reichte John kaum bis zum Kinn und hatte eine spiegelblanke Glatze. Er wußte als einziger über Johns Rolle Bescheid.

»Sie werden sicher jetzt Ihr Zimmer sehen wollen, Mr. Sinclair«, sagte er eifrig und wischte sich mit einem roten Taschentuch über die Glatze.

»Darum wollte ich Sie bitten, Sir«, erwiderte John.

»Mr. Elkham, bringen Sie Mr. Sinclair auf sein Zimmer.«

»Jawohl, Sir.«

John verabschiedete sich mit einem Kopfnicken und folgte dem Hausmeister.

Es ging jetzt in den Westflügel des Schlosses. Die Schritte der Männer hallten auf dem Steinboden wider. Dann stiegen sie eine breite Treppe hoch.

»Gibt es hier auch Gespenster im Schloß?« fragte John so ganz nebenbei.

Der Hausmeister, der ein paar Stufen vor John ging, zuckte regelrecht zusammen. »Erwähnen Sie das bitte nie mehr, Mister. Es

gibt sie tatsächlich. Wahrscheinlich nicht hier. Aber gar nicht weit steht das Leichenhaus der Lady Laduga. Dort haust die weiße Frau inmitten von Dämonen und Geistern. Nachts hört man ihr Wispern und Stöhnen bis in den Wald hinein. Der Wald selbst ist sogar verhext. Kaum ein Tier hält sich dort mehr auf.«

»Na, das sind ja reizende Aussichten«, sagte John grinsend. »Vor allen Dingen, weil ich so gern Nachtspaziergänge mache. Und da reizt mich der Wald am meisten.«

»Um Gottes Willen, Sir. Bleiben Sie da weg. Es ist besser. Wirklich.«

»Mal sehen.«

Schließlich gelangten die beiden Männer in den Teil des Schlosses, in dem die Zimmer lagen.

»Merkwürdig«, sagte John, »man hört gar nichts. Normalerweise machen doch auch junge Damen abends noch Spektakel.«

»Wir halten hier sehr viel von Disziplin, Sir«, erwiderte der Hausmeister. »Heute abend war Gebetsstunde in der kleinen Kapelle. Und nachher herrscht immer völlige Ruhe. Die Mädchen sollen in sich gehen.«

»Gut, daß ich keine schmutzige Fantasie habe«, murmelte John.

»Was sagten Sie, Sir?«

»Nichts, Mr. Elkham, nichts.«

»So, und das ist Ihr Zimmer, Sir«, sagte der Hausmeister schließlich. Mit einer schwungvollen Bewegung stieß er die Tür auf – und erstarrte.

Auf dem Bett lag ein nacktes Mädchen.

»Na, wenn das kein Begrüßungsgeschenk ist«, grinste John.

»Aber Sir, ich – ich… bin entsetzt. Wie ist das möglich? Das muß ich melden. Sofort.«

Der Hausmeister wollte sich umdrehen, doch John hielt ihn am Ärmel seiner Jacke fest.

»Stop, mein Freund. Das werden wir ohne den Rektor regeln.«

John stellte seinen Koffer ab und näherte sich dem Girl. Er sah sofort, was los war.

Das Girl war mit Rauschgift bis zum Kragen vollgepumpt.

So gut schien es mit der Disziplin hier auch nicht zu stehen.

John sah, daß der Hausmeister seine Augen nicht von dem Anblick der Nackten lösen konnte. Deshalb wickelte er das Girl in die Bettdecke, auf der sie lag.

»Wie heißt sie?« fragte John den Hausmeister.

Bob Elkham mußte erst einmal schlucken, ehe er antworten konnte.

»Rita Wilcox.«

»Und Sie wissen auch, wo sie sonst schläft?«

»Ja. Zimmer 12. Mit drei anderen Klassenkameradinnen zusammen.«

»Okay. Da werden wir sie jetzt hinbringen. Und Sie sagen zu

niemandem ein Wort. Verstanden?«

Der Hausmeister nickte eifrig.

John nahm das Girl auf den Arm. Die Zimmer der Mädchen lagen eine Etage tiefer.

Als die Männer mit ihrer Last das Zimmer betraten, fuhren die drei anderen Girls aus dem Schlaf hoch. Oder wenigstens taten sie so, als hätten sie geschlafen.

Ehe sie anfingen zu schreien, sagte John: »Ruhe!«

Die drei hielten tatsächlich den Mund.

Die Mädchen, die in ihren Betten saßen und die Decken bis zum Kinn hochgezogen hatten, sahen John verstört an.

Der Inspektor legte Rita auf das freie Bett und nahm sich einen Stuhl.

»Ich bin John Sinclair«, sagte er. »Ihr neuer Lehrer für Psychologie. Und ich sehe jetzt schon, daß ich hier viel Arbeit haben werde. Sie können sich meine Überraschung vorstellen, als ich mein Zimmer betrat und ein nacktes Mädchen, vollgepumpt mit Rauschgift, auf meinem Bett lag. Ich verlange eine Erklärung.«

Keine Antwort.

»Wir werden die Sache unter uns regeln«, sagte John. »Der Rektor wird nichts erfahren. Das heißt, wenn Sie vernünftig sind und mir auf meine Frage antworten.«

Die drei Girls sahen sich an. Schließlich fragte eins mit leiser Stimme: »Können wir Ihnen auch vertrauen?«

»Mein Wort gilt. Auch der Hausmeister wird dichthalten.«

Bob Elkham nickte bestätigend.

»Rita war für zwei Tage zu Hause in Liverpool«, sagte das Girl leise. »Von dort hat sie den Stoff mitgebracht. Sie hat noch nie gefixt. Wollte es eben mal ausprobieren. Und da Ihr Zimmer leer stand, hat sie sich eben dort hingelegt. Das ist alles.«

John stand auf. »Damit ist die Sache erledigt. Sollte ich aber noch eine von Ihnen erwischen, kann ich nichts mehr vertuschen. Das wär's dann. Ich wünsche eine gute Nacht.«

John schnappte sich seinen Koffer und verließ mit dem Hausmeister das Zimmer.

Als er seine neue Bleibe betrat, stellte er erst einmal die Heizung an. In der Bude war es verdammt kalt. Dann packte John seinen Koffer aus und rauchte eine Zigarette.

Sein Zimmer lag an der Vorderseite des Schlosses. Vom Fenster aus konnte er auf den Weg sehen, der zum Internat führte. Der Wald war nur zu ahnen. Zwei Yards von seinem Fenster stand eine knorrige, alte Eiche, deren starke Äste John bequem mit der Hand greifen konnte.

John Sinclair drückte seine Zigarette aus, wusch sich und legte sich aufs Bett.

Wenig später war er eingeschlafen.

***

Von Alpträumen gequält warf sich Rita Wilcox auf ihrem Bett hin und her.

Sie hörte Stimmen. Ganz deutlich. »Komm«, flüsterten sie, »komm.«

Die Stimmen wurden lauter, erregter. Dann waren sie ganz weg.

Davon wurde Rita Wilcox wach. Sie stand auf und trat ans Fenster. Leise, damit sie ihre Mitschülerinnen nicht weckte.

Rita zog das Fenster auf und atmete die kühle Nachtluft ein. Das tat gut. Sie merkte, wie ihre Kopfschmerzen langsam verschwanden.

Nie wieder würde sie Rauschgift nehmen. Einmal, das hatte ihr gereicht.

Rita stand noch einige Minuten am offenen Fenster, bis es ihr schließlich zu kalt wurde.

Sie wollte gerade das Fenster schließen, als sie eine Bewegung am Waldrand wahrnahm.

Ein heller Fleck huschte zwischen den Bäumen herum.

Plötzlich kam der Fleck näher, wurde größer.

Rita stand wie gebannt.

Und dann erkannte sie, daß der Fleck eine Gestalt angenommen hatte. Und sie sah das Gesicht.

Es gehörte ihrer Freundin Linda Carrigan!

Im nächsten Augenblick schrie Rita gellend auf. Sie preßte die Hände vor das Gesicht und wankte zurück.

Durch ihren Schrei fuhren die drei anderen Girls erschreckt aus den Betten hoch.

Jane Seymor, eine 18jährige, etwas füllige Blondine, packte Rita Wilcox an beiden Schultern.

»Was ist los, Rita? Warum hast du geschrien?«

»Linda. Ich – ich… habe sie gesehen. Dort.«

Sie deutete mit dem Arm auf das offene Fenster.

»Ich sehe nichts«, sagte Jane.

»Sie war aber da. Wirklich. Ihr müßt mir glauben.« Ritas Stimme überschlug sich fast.

»Ist ja schon gut«, beruhigte sie ihre Klassenkameradin. »Nun setz dich erst mal hin.«

Jane Seymor schloß das Fenster. Die beiden anderen Girls hockten zitternd in ihren Betten und begriffen gar nicht, worum es eigentlich ging.

Jane Seymor warf sich einen Morgenmantel über, faßte in die Tasche und holte eine Schachtel Zigaretten hervor. Als die vier Mädchen rauchten, sagte sie: »So, Rita, nun erzähl alles noch einmal von vorn.«

Rita Wilcox berichtete.

Danach war es einen Moment still.

Schließlich ergriff wieder Jane Seymor das Wort. »Ich will dir nicht

zu nahe treten, Rita, aber glaubst du nicht, daß das alles Einbildung gewesen ist? Vergiß nicht, daß du gefixt hast. Und das Zeug wirkt immer noch.«

Rita Wilcox schüttelte energisch den Kopf. »Nein, ich bleibe dabei. Was ich gesehen habe, habe ich gesehen.«

»Am besten ist, du legst dich hin, Rita«, schlug Jane vor.

Doch die Angesprochene ging gar nicht auf den Vorschlag ihrer Freundin ein. »Habt ihr noch nie etwas von dem Leichenhaus der Lady Laduga gehört?« fragte sie leise. »Und von der unheimlichen Mordserie vor einigen Jahren? Man hat den Täter nie gefunden. Die Leute im Dorf sagen, es wäre Lady Laduga selbst gewesen, die diese Menschen umgebracht hat.«

Bei Ritas Worten liefen den Girls kalte Schauer über den Rücken.

»Aber das sind doch Märchen«, lachte Jane Seymor.

»Für mich nicht«, erwiderte Rita Wilcox.

»Wir können uns dieses Leichenhaus ja mal ansehen«, schlug Jane vor.

Ritas Kopf ruckte herum. »Bist du lebensmüde?«

»Nein, nur realistisch. Gleich morgen gehe ich nach Hillside, besorge mir eine Taschenlampe und mache mich am Abend auf die Socken, wie es so schön heißt. Wer von euch kommt mit?«

Allgemeines Kopfschütteln. Niemand traute sich.

»Na gut, ihr Angsthasen. Dann werde ich morgen eben allein den Geistern die Flausen austreiben. Wäre doch gelacht, wenn ich das nicht schaffen würde. Gute Nacht!«

Jane Seymor zog ihren Morgenmantel aus und kroch wieder unter die Bettdecke.

Wenig später war sie eingeschlafen.

Noch konnte sie nicht wissen, daß ihr in der nächsten Nacht das Grauen begegnen würde…

***

John Sinclair sollte seinen Dienst erst in zwei Tagen beginnen. Das kam ihm natürlich wie gerufen. So hatte er noch genügend Zeit, sich um verschiedene Dinge zu kümmern.

Das Frühstück nahm er mit den Lehrkräften gemeinsam ein. Manch verstohlener Blick wurde ihm zugeworfen, doch John kümmerte sich nicht darum, sondern kaute auf dem versalzenen Speck herum.

Danach rauchte er eine Zigarette und trank noch zwei Gläser Orangensaft.

Um acht Uhr war Schulbeginn. Fünf Minuten früher machten sich die anderen Lehrer bereits auf den Weg zu ihren Klassen. John ging in die andere Richtung. Zum Parkplatz.

Sein metallicfarbener Bentley stand im Licht der trüben

Morgensonne.
Als er die Tür aufschloß, entdeckte er Bob Elkham, den Hausmeister.
»Hallo, Mr. Sinclair. Wohin soll's denn gehen?« fragte dieser.
»Nach Hillside. Habe noch einiges zu erledigen. Sie wissen ja, der ewige Papierkram.«
»Ja, ja«, nickte der Hausmeister. »Unsereins geht's auch nicht besser. Haben Sie gut geschlafen?«
»Danke, es geht.«
»Dann haben Sie doch bestimmt den Schrei gehört, so kurz nach Mitternacht.«
John hatte zwar nichts gehört, trotzdem sagte er: »Ja.«
»Wissen Sie denn, was los war, Mr. Sinclair?«
»Nein. Irgend jemand wird schlecht geträumt haben. So was soll es ja geben.«
»Sicher, Mr. Sinclair. Ich will Sie nicht länger aufhalten. Wir sehen uns dann später.« Der Hausmeister tippte gegen seine Schirmmütze und verschwand.
John wendete den Wagen und fuhr auf den Weg nach Hillside. Der Schrei, von dem der Hausmeister erzählt hatte, ging ihm nicht aus dem Kopf. Weshalb hatte dieser Jemand geschrien? War etwas passiert? Naja, er würde es noch herausbekommen.
Hillside war eine 800-Seelen-Gemeinde. Die Häuser bestanden fast alle aus dicken Steinen und hatten rote Dächer. Die Menschen hier waren arm. Sie lebten durchweg von der Landwirtschaft. Manche arbeiteten auch in einer Holzfabrik, wenige Meilen entfernt.
Vor einem Gasthaus parkte ein roter Porsche. Das war Bill Conollys Wagen. Johns Freund war also schon da.
John Sinclair fuhr aber nicht zu ihm, sondern erst zu Konstabler Sandford.
Die kleine Polizeistation lag in einem Eckhaus.
John parkte seinen Bentley direkt vor dem Eingang und klopfte an die stabile Holztür, bevor er eintrat.
Ein großer weißgetünchter Raum, zur Hälfte durch eine Holzbarriere abgeteilt, bot sich ihm dar.
Konstabler Sandford saß hinter einem wurmstichigen Schreibtisch und machte einen müden Eindruck.
Als John eintrat, stand er auf und zog sich seine Uniformjacke zurecht.
»Ich bin Inspektor Sinclair von Scotland Yard«, stellte John sich vor.
»Konstabler Sandford, Sir«, sagte der Dorfpolizist kurz. »Man hat mir bereits telegrafiert, daß Sie kommen.«
»Wunderbar, dann können wir ja gleich zur Sache kommen«, sagte John, flankte kurzerhand über die Barriere und setzte sich auf einen wackligen Besucherstuhl.

Dann stellte John seine Fragen. Er erkundigte sich nach Linda Carrigan und auch nach ihrem vermißten Freund, einem gewissen Frank Gibson.

Konstabler Sandford gab ihm nur ausweichende Antworten. Auch als John das Thema auf die Vergangenheit dieser Gegend lenkte, wollte der Konstabler nicht so recht mit der Sprache heraus. Daß er sich fürchtete, sah ein Blinder auch ohne Krückstock.

»Wann kann ich denn dieses berühmte Leichenhaus mal besichtigen?« fragte John.

Konstabler Sandford zuckte regelrecht zusammen. »Aber Sir, da kann doch niemand rein. Es ist vollkommen zugemauert. Man spricht von dicken Steinen, durch die die Geister kommen. Ich selbst habe mich auch noch nicht an das Haus herangetraut.«

»Sind diese Geister denn schon gesehen worden?« fragte John.

»Direkt noch nicht. Aber die rätselhaften Morde und das Verschwinden der jungen Menschen, das können nur Geister gewesen sein. Ihre Kollegen haben damals auch nichts herausbekommen.«

»Ja, das weiß ich«, sagte John.

Er redete mit dem Konstabler noch eine halbe Stunde über das Leichenhaus und das ehemalige Schloß. Dann verabschiedete er sich.

»Darf man fragen, was Sie vorhaben, Sir?«

»Sicher«, lächelte John. »Ich werde mich mal in der Nähe des Leichenhauses umsehen. Vor allen Dingen nachts.«

»Dann nehmen Sie ein Kreuz mit. Und Knoblauch. Das schützt gegen Dämonen.«

»Danke für den Ratschlag, Konstabler. Auf Wiedersehen.«

Als John die Tür hinter sich geschlossen hatte, murmelte der Beamte: »Den sehe ich bestimmt nicht wieder.«

John hatte sich gerade in seinen Bentley gesetzt, da sah er das blonde Girl auf dem Fahrrad. Es kam ihm genau entgegen.

John kannte das Mädchen. Es schlief mit Rita Wilcox in einem Zimmer.

John duckte sich unter das Lenkrad. Die Kleine brauchte ihn hier vor der Polizeistation nicht zu sehen. Es würden doch nur Gerüchte aufkommen.

Im Innenspiegel sah John dann, daß die Blonde in eine Seitenstraße einbog.

Der Inspektor machte sich so seine Gedanken. Was hatte sie überhaupt um diese Zeit in der Ortschaft verloren? Normalerweise müßte sie die Schulbank drücken.

Selbstverständlich konnte alles einen harmlosen Grund haben.

Vielleicht aber auch nicht…

***

Jane Seymor hatte sich mit Magenschmerzen krank gemeldet. Der nächste Arzt wohnte in Hillside, und das Girl bekam die Erlaubnis, ihn aufzusuchen.

Jane nahm ihr Fahrrad. Einen Wagen besaß sie leider nicht, den wollte ihr Vater ihr erst schenken, wenn sie die Schule mit Erfolg hinter sich gebracht hatte.

Den Weg nach Hillside kannte Jane Seymor im Schlaf. Sie fuhr sehr zügig.

Als sie den Ort erreichte, fiel ihr sofort ein metallicfarbener Bentley auf. Jane überlegte, wem dieser Wagen wohl gehören konnte. Einem der Einwohner bestimmt nicht, denn die besaßen das Geld nicht, um sich solch einen Luxusschlitten zu kaufen. Und von den Lehrkräften des Internats fuhr auch niemand diesen Wagen.

Als Jane in eine Seitenstraße einbog, hatte sie den Bentley schon wieder vergessen.

Das Geschäft, das sie suchte, besaß ein schmales Schaufenster. Jane stellte ihr Fahrrad an der Hauswand ab und betrat den Laden.

Es gab drei Taschenlampen zur Auswahl. Jane kaufte sich eine starke Stablampe und Reservebatterien.

Jetzt wußte Jane nicht so recht, was sie mit dem angebrochenen Vormittag anfangen sollte. Sie entschied sich, irgendwo einen Schluck zu trinken.

Und dann wunderte sich Jane Seymor ein zweites Mal. Vor dem Gasthaus, für das sie sich entschieden hatte, stand ein roter Porsche.

»Ich glaube, hier ist der Wohlstand ausgebrochen«, murmelte sie.

Jane Seymor betrat die Gaststube. Es roch nach abgestandenem Bier und kaltem Rauch.

An einem der sechs Holztische saß ein Mann. Das Girl hatte ihn noch nie in dieser Gegend gesehen. Sie nahm an, daß ihm der Porsche vor der Tür gehören mußte.

Unschlüssig sah sich Jane Seymor um.

Der Fremde an dem Tisch bemerkte ihr Zögern und rief: »Falls Sie sich nicht entscheiden können, wo Sie Platz nehmen wollen, leisten Sie mir doch Gesellschaft.«

Die Art des Mannes gefiel ihr. »Warum nicht«, sagte Jane.

Der Unbekannte stand auf und rückte ihr den Stuhl zurecht.

Jane nahm Platz.

»Sie gestatten, daß ich mich vorstelle. Mein Name ist Bill Conolly. Ich bin Reporter.«

»Ich heiße Jane Seymor«, sagte das Girl und schlüpfte aus ihrer Windjacke.

Bill konnte ein anerkennendes Nicken nicht unterdrücken, als er sah, was die Kleine unter dem Pullover hatte.

»Was möchten Sie trinken, Miss Seymor?«

»Einen Orangensaft, bitte.«
»Ausgezeichnet.«
»Wieso?«
»Der Orangensaft. Ich wollte auch immer damit anfangen. Habe es bisher leider nicht geschafft«, lachte Bill. »He, Wirt.«
Der Wirt schlurfte aus der Küche. Als er Jane Seymor sah, bekam er Stielaugen, sagte aber nichts.
Er räumte Bills Frühstücksgeschirr vom Tisch, und der Reporter gab seine Bestellung auf.
Dann bot er Jane eine Zigarette an, die sie auch annahm.
»Sind Sie wirklich Reporter, Mr. Conolly?« fragte Jane und stieß den Rauch durch die Nase aus.
»Ja, Miss Seymor. Wollen Sie meinen Presseausweis sehen?«
»Nein, nein. So war es nicht gemeint. Ich wundere mich nur, daß sich ein Reporter in unsere Gegend verirrt. Oder haben Sie einen Grund?« Die letzte Frage klang etwas lauernd.
Bill Conolly lächelte. »So fragt man Leute aus. Aber Ihnen will ich es verraten. Mich interessieren alte Schlösser und Burgen. Ich schreibe darüber eine Artikelserie.«
Der Wirt brachte den Orangensaft, warf Jane noch einen komischen Blick zu und verschwand.
Jane nahm einen tiefen Schluck. Dann sagte sie so ganz nebenbei: »Aber in unserer Gegend gibt es kaum Schlösser. Wenigstens nicht hier in der näheren Umgebung von Hillside.«
»Ich denke, dieses Internat…?«
Jane Seymor lachte auf. »Da werden Sie nichts finden, Mr. Conolly. Ich selbst wohne dort. Und wir haben jeden Winkel abgesucht. Wir haben auch gedacht, es gäbe einen Geheimgang.«
»Das ist natürlich schade«, sagte Bill und drückte seine Zigarette aus. »Wissen Sie, Miss Seymor, gerade die Folterkammern und Geheimgänge in den alten Schlössern sind für den Leser interessant. Da kann er beim Lesen so richtig mitgruseln. Sie verstehen, was ich meine?«
Jane nickte.
»Tja, dann hat man mich also auf die falsche Spur gelockt«, sinnierte Bill. »Und dann hat man mir noch etwas erzählt. Hier soll es ein Leichenhaus geben, das seit Jahrhunderten…«
Bill sah, daß Jane Seymor regelrecht zusammenzuckte.
»Ist Ihnen nicht gut, Miss Seymor?«
»Doch, das schon, Mr. Conolly. Mich wundert, daß Sie von diesem Leichenhaus anfangen. Jahrelang hat niemand davon gesprochen. Und jetzt auf einmal…«
Bill spielte den Neugierigen. »Was hat das mit dem Leichenhaus auf sich, Miss Seymor? Erzählen Sie. Ich beteilige Sie auch an dem

Honorar. Ehrenwort.«

»Da gibt es nicht viel zu erzählen. Die Leute hier im Dorf sagen, es würde dort spuken. Eine weiße Frau, die damalige Lady Laduga, würde nachts umhergeistern und Menschen töten.«

»Aus früheren Zeitungsberichten weiß ich, daß es hier mal eine unheimliche Mordserie gegeben hat«, sagte Bill.

»Die Leute erzählen viel, Mr. Conolly. Ich glaube nicht an solch einen Unsinn. Trotzdem…« Jane stockte.

»Ja?« hakte Bill sofort nach.

»… eine Klassenkameradin verschwunden ist«, vollendete Jane ihren Satz.

»Die ist bestimmt durchgebrannt«, lockte Bill das Girl aus der Reserve.

»Das glaube ich allerdings auch nicht, Mr. Conolly. Linda war nicht der Typ, der so etwas macht. Nein, nein, da steckt etwas anderes dahinter. Natürlich munkelt man bei uns wieder, diese weiße Frau hätte ihre Hände im Spiel.«

»Man kann nie wissen«, murmelte Bill.

Mit einer heftigen Kopfbewegung warf Jane eine Strähne ihres blonden Haares zurück. »Glauben Sie diese Spukgeschichten etwa auch?«

»Natürlich nicht«, versicherte Bill.

»Scheint mir aber doch so.« Ganz hatte der Reporter das Girl nicht überzeugen können.

»Und um diesen Spukgeschichten und Schauermärchen ein für allemal ein Ende zu bereiten, werde ich mich heute nacht auf den Weg machen und mir das Leichenhaus der Lady Laduga mal ansehen.« Jane sagte dies mit fester Stimme.

Bill Conolly nickte nur.

»Da staunen Sie, was?«

»Wirklich, Sie haben Mut, Miss Seymor. Aber meinen Sie nicht doch, daß Ihnen etwas passieren könnte? Daß doch was Wahres an den Geschichten ist?«

»Alles Käse. Und wenn Sie ein Mann sind, Mr. Conolly, kommen Sie mit.«

Jane Seymor dachte nun, Bill würde verneinen. Sie war deshalb ziemlich überrascht, als er erwiderte: »Das ist eine blendende Idee. Ich wollte Ihnen schon von allein den Vorschlag machen.«

Jane hob ihr Glas. »Cheerio. Auf unsere gemeinsame Geisterbeschwörung.«

In diesem Augenblick betrat ein Mann die Gaststube.

»Ach du Schreck«, murmelte Jane und bekam einen roten Kopf.

»Was ist denn?« fragte Bill.

»Einer unserer Lehrer. Ein neuer. John Sinclair heißt er. Daß der

mich auch noch hier sehen muß.«

John schlenderte auf den Tisch der beiden zu. Er kniff, ohne daß Jane es sah, Bill ein Auge zu.

»Sie sind nicht in der Schule, Miss?«

»Nein – eh – ich hatte Magenschmerzen.« Jane wußte selbst, wie blöde diese Ausrede klang.

John konnte sich auch ein wissendes Grinsen nicht verkneifen. »Wir hatten früher schon die gleichen Ausflüchte, Miss. Lassen Sie doch mal Ihre Fantasie spielen. Bis später dann.«

Bill Conolly konnte sich nur mit Mühe ein Lachen verbeißen. John spielte seine Rolle wirklich ausgezeichnet.

Der Inspektor setzte sich an einen Nebentisch und bestellte sich ein zweites Frühstück.

Aus den Augenwinkeln beobachtete er, daß Bill Conolly und das Girl die Köpfe zusammensteckten und tuschelten.

Er war gespannt, was die beiden da ausheckten.

***

Zu dem Internat gehörte auch eine kleine Kapelle. Hier wurde an jedem Tag der Woche morgens Gottesdienst abgehalten. Bis auf dienstags. Da stand die Kapelle leer.

Zu Bob Elkhams Pflichten gehörte es, sich um den Kirchenschmuck zu kümmern.

So machte er sich jeden Dienstag morgen an die Arbeit, wechselte Kerzen aus und stellte frische Blumen in die Vasen. Der Hausmeister ließ sich dabei Zeit. Er betrachtete jedesmal aufs neue die kunstvoll geschnitzten Figuren, die rechts und links von dem kleinen Altar standen.

Langsam ging der Hausmeister durch die Bankreihen. Er sah nach, ob irgend jemand etwas verloren hatte. Er hatte hier schon so manches Gebetbuch gefunden und sogar einmal einen kostbaren Ohrring.

Ein Geräusch ließ ihn aufhorchen.

Bob Elkham verließ die Gebetsbänke und stellte sich in den schmalen Mittelgang.

Hatte sich jemand heimlich in die Kapelle geschlichen?

Der Hausmeister lauschte konzentriert.

Wieder hörte er dieses Geräusch. Es klang, als würden zwei Steine gegeneinanderschaben.

Bob Elkham atmete nur durch den Mund. Jetzt umfing ihn wieder Totenstille.

Eine Gänsehaut rieselte über seinen Rücken.

Vorsichtig näherte er sich dem kleinen Altar, hinter dem er das Geräusch vernommen hatte.

Bob Elkhams Knie begannen plötzlich zu zittern. Der kalte Schweiß

trat ihm auf die Stirn.
Geh lieber weg, warnte ihn eine innere Stimme.
Doch der Hausmeister ging weiter. Yard für Yard näherte er sich dem Altar.
Da! Da war es wieder. Jetzt hatte er es genau gehört.
Zwei Sprünge brachten den Hausmeister hinter den Altar. Sein Blick tastete den Boden ab…
Bob Elkham blieb fast das Herz stehen.
Vor ihm im Boden befand sich ein viereckiges Loch. Der Anfang eines Geheimganges. Die Steinplatten des Bodens waren zur Seite geschoben worden.
Aber wer hatte das getan?
Bob Elkham bückte sich und starrte in den dunklen Schlund.
Feuchte, modrige Luft schlug ihm entgegen. Es roch nach Friedhof und Verwesung.
Bobs Hände zitterten. Plötzlich sah er im Geiste wieder die weiße Frau. Sollte das hier ihr Schlupfwinkel…?
Für ihn gab es nur eins. Flucht!
Der Hausmeister wollte sich herumwerfen, wollte die Lehrpersonen alarmieren.
Zu spät.
Eine Hand legte sich mit festem Griff um seinen Knöchel.
Bob Elkham schrie auf.
Wie hypnotisiert blickte er auf die Hand, die nur noch aus Knochen bestand und ihn wie eine Eisenklammer festhielt. Ein Arm schob sich in sein Blickfeld. Etwas schwebte aus dem Loch. Eine Gestalt.
Die weiße Frau!
Bob Elkham drohte der Verstand auszusetzen, als er diese Erscheinung sah. Eine zweite Knochenhand griff nach seiner Kehle.
Der Hausmeister kam nicht mehr zu einer Gegenwehr. Unaufhaltsam wurde er von der weißen Frau mitgezogen.
Bob Elkham merkte nicht, daß sein Fuß in das offene Loch trat. Er hatte die Besinnung verloren.
Erst der harte Aufprall brachte ihn wieder in die Wirklichkeit zurück.
Stöhnend wälzte er sich auf den Rücken und sah noch soeben, wie sich der Stein über ihm schloß.
Erst jetzt begann Bob Elkham zu schreien.
Es nutzte ihm nichts. Niemand konnte ihn hören.
Und als er die gräßlichen Knochenhände an seinem Hals spürte, wußte er, daß der Tod gekommen war…

***

John Sinclair hielt sich gerade in Konstabler Sandfords Dienstzimmer auf, als das schwarze Telefon auf dem Schreibtisch anschlug.

Sandford meldete sich und hörte einige Minuten schweigend zu.

Als er den Hörer danach auf die Gabel legte, hatte sein Gesicht die Farbe eines Leichentuchs angenommen.

»Was ist geschehen?« fragte John.

»Der Hausmeister ist verschwunden.«

»Der vom Internat?«

»Ja. Er ist zum Mittagessen nicht erschienen.«

John lächelte. »Und so etwas ist ein Grund für die Leute, gleich die Polizei zu alarmieren?«

»Eigentlich nicht, Inspektor. Aber die Köchin, die angerufen hat, sagte mir, daß Bob Elkham um elf Uhr, nachdem er in der Kirche fertig war, bei ihr vorbeikommen wollte, um in die Stadt zu fahren und Lebensmittel einzukaufen.«

»Er wird sich verspätet haben.«

Der Konstabler schüttelte den Kopf. »Aber nicht Bob Elkham. Das ist noch nie vorgekommen. Und deshalb kann ich die Reaktion der Köchin durchaus verstehen. Ich fahre mal zum Internat, Inspektor.«

»Und ich komme mit«, sagte John.

»Gut.« Der Konstabler stand auf. »Sollen wir meinen Wagen nehmen, Inspektor?«

»Nein. Wir fahren lieber getrennt. Man braucht uns nicht unbedingt zusammen zu sehen. Was sich hinterher ergibt, warten wir mal ab.«

Die beiden Männer verließen das Office.

20 Minuten später stoppten sie vor dem Internat. Die Köchin kam ihnen schon entgegengelaufen. Hastig redete sie auf Sandford ein.

»Nun beruhige dich mal, Emmy«, hörte John den Konstabler sagen. »Es wird sich schon alles als harmlos herausstellen.«

Emmy, eine schwergewichtige Person mit einem Haarkranz auf dem Kopf, ließ sich jedoch nicht beirren. »So etwas gibt's bei Bob nicht. Er hat sich noch nie verspätet. Das ist ganz unmöglich.«

Konstabler Sandford zuckte resignierend die Achseln und warf John einen hilfesuchenden Blick zu.

Im gleichen Augenblick schrillte die Schulklingel. Der Unterricht war beendet. Gleich würden die Girls bestimmt ins Freie stürmen und zu ihren Zimmern laufen, um sich nachher im Speisesaal zum Mittagessen wieder einzufinden.

»Gehen wir in die Küche«, sagte er zu Emmy.

»Nein, nicht in die Küche. In die Kapelle müssen wir. Da war Bob zuletzt. Allein habe ich mich nicht hineingetraut.«

»Also gut«, stimmte der Konstabler zu. John Sinclair schloß sich ihnen an.

»Wer ist denn dieser Mann?«, fragte Emmy mißtrauisch.

»Ich bin der neue Psychologielehrer an diesem Internat«, sagte John.

»Ach so. Aber weshalb will er mit?«

»Ich habe Mr. Sinclair im Dorf getroffen«, erwiderte der Konstabler. »Er ist mit mir hier hochgefahren. Außerdem sehen sechs Augen mehr als vier.«

Mit dieser Erklärung gab sich Emmy zufrieden.

Die Kapelle bot vielleicht 50 Menschen Platz. Sie besaß einen hellen Steinfußboden und schwere eichene Sitzbänke. Durch die schmalen, mit Figuren verzierten Fenster, fiel nur mattes Tageslicht. Es war still wie in einer Gruft.

»Bob war hier«, flüsterte Emmy plötzlich. »Er hat die Blumen und Kerzen ausgewechselt. Aber wo steckt er jetzt? In seiner Wohnung ist er ja nicht. Hoffentlich hat ihn nicht die weiße…« Emmy preßte erschrocken die Hand auf den Mund, als habe sie Angst, schon zu viel gesagt zu haben.

»Unsinn«, erwiderte der Konstabler und blickte sich um.

John Sinclair hatte sich von den beiden etwas abgesondert. Er ging zwischen den Sitzbänken herum und suchte auch vor allen Dingen den Boden ab.

»Wir gehen mal auf die andere Seite«, sagte der Konstabler.

»Gut«, erwiderte John.

Er sah sich inzwischen den Mittelgang an. Dadurch, daß nur wenig Licht in die Kapelle fiel, war kaum etwas zu erkennen. Und doch entdeckte John den dunkleren Fleck auf dem Steinfußboden.

Der Inspektor ging in die Knie und knipste sein Feuerzeug an.

Jetzt sah er es genauer.

Der Fleck war ein Teil eines Fußabdrucks. Man konnte sogar noch die geriffelte Sohle erkennen. Der Mann, der den Schuh getragen hatte, mußte vorher in einem Garten gewesen sein, wenigstens auf einem feuchten oder verschlammten Pfad.

Wo ein Abdruck war, mußten auch noch mehrere sein, sagte sich John.

Tatsächlich. Er fand noch vier weitere. Allerdings wurden die Abdrücke immer schwächer.

Doch etwas war klar zu erkennen. Sie führten alle auf den Altar zu.

John folgte der Spur, bis er nichts mehr erkennen konnte.

Einer Eingebung folgend, ging er auch auf die Rückseite des Altars.

Hier suchte er nochmals den Boden ab, klopfte mit dem Knöchel seines Mittelfingers auf die Steinplatten.

John zuckte regelrecht zusammen. Er klopfte so lange mit dem Finger die Stelle ab, bis er ihre ungefähren Masse hatte.

Dann gab es für John keinen Zweifel mehr. Hier mußte sich der Anfang eines Geheimganges befinden.

»Mr. Sinclair!« hörte er Konstabler Sandfords Stimme.

»Ja?«

»Haben Sie eine Spur gefunden?«

»Nein«, rief der Inspektor zurück und erhob sich.
Er wollte dem Konstabler von seiner Entdeckung nichts sagen. Er würde dieser Spur allein nachgehen.
Der Inspektor gesellte sich wieder zu den beiden anderen.
»Wo Bob nur sein kann?« fragte Emmy, die Köchin leise.
John Sinclair hätte ihr darauf vielleicht eine Antwort geben können, aber er hütete sich, etwas zu sagen.
Langsam bekam auch er das Gefühl, daß diese weiße Frau wirklich existierte…

***

»Haben Sie Angst, Miss Seymor?« fragte Bill Conolly lächelnd.
Jane zuckte die Achseln. »Ein wenig schon.«
Bill lachte. »Ich auch.«
»Dann bin ich zufrieden.«
Mittlerweile senkte sich die Dämmerung über das Land. Bill und Jane hatten den gesamten Tag miteinander verbracht. Sie hatten einige Stunden im Bürgermeisteramt von Hillside alte Akten gewälzt, die sich mit der Geschichte des Schlosses befaßten. Konkretes war dabei allerdings nicht herausgekommen.
Bill lenkte den roten Porsche auf den Weg, der zum Internat führte.
Im Licht der Scheinwerfer tanzten Mücken und Fliegen. Es war ein Herbstabend wie aus dem Bilderbuch.
»Haben Sie eigentlich eine Pistole?« erkundigte sich Jane.
»Ja, Miss Seymor, ich habe eine Waffe. Aber ob die etwas gegen Geister nützt?«
»Jetzt sprechen Sie schon, als würden Sie selbst daran glauben.«
»So schlimm ist es wieder nicht. Übrigens – gibt es eigentlich einen direkten Weg zu dem Leichenhaus?« wechselte Bill das Thema.
»Soviel ich weiß, nicht. Wir müssen schon zu Fuß gehen.«
»Tut auch mal ganz gut.«
Sie fuhren noch einige Minuten schweigend weiter.
Auf einmal sagte Jane: »Ich glaube, wir sind ungefähr auf gleicher Höhe mit dem Leichenhaus.«
Bill ging mit der Geschwindigkeit herunter. Seine Augen suchten rechts und links des Wegs den Waldrand ab.
Dann entdeckte er die kleine Schneise.
»Da können wir den Wagen abstellen.«
Geschickt rangierte der Reporter den Porsche rückwärts in die Schneise. Mit leisem Blubbern erstarb der Motor.
Es war plötzlich unnatürlich ruhig. Nur das Atmen der beiden Menschen war zu hören.
»Auf geht's«, sagte Bill und klinkte die Wagentür auf.
»Vergessen Sie die Taschenlampe nicht!« ermahnte ihn Jane.

»Keine Bange.«
Bill schloß den Wagen ab, bevor er sich mit Jane auf den Weg machte.
Sie gingen quer durch den dichten Mischwald.
»Sind Sie sicher, daß das die genaue Richtung ist?« fragte Bill.
»Natürlich.«
Bill Conolly ging voran. Der starke Lampenstrahl leuchtete den schmalen Wildwechsel, den sie benutzten, gut aus. Die vielfältigen Geräusche des nächtlichen Waldes begleiteten sie.
Auf einmal hörten die Geräusche auf.
»Wir nähern uns dem Leichenhaus«, sagte Jane, und ihre Stimme zitterte ein wenig.
Bill gab keine Antwort. Auch ihm kam die Stille seltsam vor. Er ertappte sich sogar bei dem Gedanken, umzukehren.
Immer weiter drangen die beiden Menschen vor. Und der Wald wurde immer dichter. In den Jahrhunderten hatte er hier ungestört wuchern können. Keines Menschen Hand hatte ihn gepflegt und kultiviert.
Sie mußten teilweise über umgeknickte Bäume klettern und sich durch dichtes Gebüsch einen Weg bahnen, um überhaupt weiterzukommen.
Bill Conolly warf einen Blick nach oben. Nicht einmal der Abendhimmel war zu sehen. Die dichten Baumwipfel entzogen ihn Bills Blicken.
Plötzlich blieb der Reporter stehen. Fast wäre Jane gegen ihn gelaufen.
»Was ist?« flüsterte sie.
»Sehen Sie mal – da.«
Bill hob die Lampe etwas an.
»Das Leichenhaus«, hauchte Jane Seymor.
»Richtig. Kommen Sie.«
Bill setzte sich wieder in Bewegung. Verstohlen tastete das Girl nach seiner freien Hand.
Wenige Yards, und sie standen vor den dicken Mauern.
Der Reporter leuchtete die Wand mit der Lampe ab. Grosse Steinquader, deren Wetterseite im Laufe der Jahrhunderte mit einer dicken Moosschicht überzogen waren, bildeten einen undurchdringlichen Schutzwall.
»Wir gehen erst mal um das Haus herum«, sagte Bill.
Es dauerte nicht einmal zwei Minuten, bis sie wieder an der alten Stelle standen.
»Ist Ihnen etwas aufgefallen?« fragte Bill.
Jane schüttelte sich. »Ich weiß nicht so recht. Es ist alles so unheimlich hier. Aber was meinten Sie mit Ihrer Frage?«

»Das Haus besitzt keinen Eingang.«

»Das erzählen sich auch die Leute, Mr. Conolly. Der Sage nach soll Lady Laduga hier eingemauert worden sein.«

»Mich würde wirklich mal das Innere des Leichenhauses interessieren«, murmelte Bill und ließ den Strahl der Lampe wieder an der Wand hochgleiten.

Das Leichenhaus war fast quadratisch und besaß ein Kuppeldach. Es erinnerte Bill an ein Mausoleum, das er in seiner Heimatstadt Manchester gesehen hatte.

Jane Seymor drückte seinen Arm. »Lassen Sie uns zurückgehen, Mr. Conolly. Nicht, daß ich Angst hätte, aber es ist doch zwecklos, hier herumzustehen.«

»Wollten Sie nicht eine ganze Nacht hier verbringen?«

»Das schon, aber…«

»Still!« zischte Bill Conolly plötzlich. »Da hat sich etwas bewegt.«

Mit einem Fingerdruck schaltete er die Lampe aus.

Jane und Bill traten einige Schritte zurück und duckten sich hinter einen Baumstamm. Fest umklammerte das Girl die Hand des Reporters.

Jetzt war es schon deutlich zu erkennen. Zwischen den Bäumen schwebte etwas Weißes, ein heller Fleck in der Dunkelheit.

»Die weiße Frau«, wisperte Jane. »Ich habe Angst.«

Bill gab keine Antwort. Auch ihn zog das Geschehen in seinen Bann.

Jetzt kam der Fleck näher. Schon konnte man die Umrisse einer Gestalt ausmachen.

Ein Raunen und Wispern erfüllte plötzlich die Luft. Schatten, noch schwärzer als die Dunkelheit, huschten hin und her.

Dämonen!

Sie waren aus ihrem Reich auf die Erde gekommen.

Ganz eng preßte sich Jane Seymor gegen den Reporter. Sie spürte ihr Herz bis zum Halse schlagen.

Das Wispern und Rauschen schwoll an.

Jane hatte plötzlich das Gefühl, als würden tausend Hände nach ihr greifen. Etwas huschte über ihr Gesicht. Sie ekelte sich.

Die weiße Frau kam immer näher.

Schon konnten die beiden Menschen ihr Gesicht erkennen. Es war ein Gesicht, noch bleicher als ein Leichentuch, mit kohlrabenschwarzen Augen.

Die weiße Frau streckte die Arme aus.

Knochenhände!

Jetzt hatte sie schon den Baum erreicht, hinter dem die beiden sich versteckt hielten.

Ein satanisches Lächeln legte sich um die Lippen der weißen Frau.

Bill Conolly hatte längst aufgehört, sich irgendwelche Gedanken zu

machen.

Er riß sich von Jane los, sprang auf und knipste die Lampe an.

Der grelle Strahl zerschnitt die Dunkelheit, blieb auf dem Gesicht der Lady Laduga hängen.

Da war es schon zu spät.

Etwas Grosses, Dunkles huschte über Bills Kopf. Er spürte einen Schlag in den Nacken, so daß er nach vorn geworfen wurde und auf sein Gesicht fiel.

Die Dämonen waren der weißen Frau zu Hilfe gekommen. Und Jane Seymor war nun schutzlos.

Sie kam nicht mehr dazu, einen Schrei auszustoßen, denn die Totenhände krallten sich in ihren Hals. Jane spürte, wie die Haut aufriß, wie das Blut ihren Pullover tränkte, sie sah das Gesicht der Lady Laduga dicht vor sich, das allmählich zu einer Totenfratze wurde.

***

Bill Conolly war nur für einen kurzen Augenblick betäubt. Er schüttelte die Schmerzen ab und rollte sich auf die Seite.

Was er sah, ließ ihn das Blut in den Adern gerinnen.

Die weiße Frau hatte sich über Jane Seymor gebeugt und versuchte das Girl zu töten. Ihre nadelspitzen Fingernägel rissen tiefe Wunden in Janes Haut.

»Jane!« brüllte Bill und hetzte hoch.

Im ersten Instinkt wollte er zur Waffe greifen, unterließ es dann jedoch, weil er einsah, daß das sinnlos war.

Immer noch huschten die Schatten zwischen den Bäumen. Manchmal, wenn sie in den Strahl der Lampe gerieten, erkannte Bill unförmige Gestalten.

All das hatte nur Sekunden gedauert. Sekunden, in denen Janes Leben am seidenen Fade hing.

Ein uraltes Mittel gegen Dämonen fiel Bill ein.

Feuer!

Er riß seine Jacke vom Körper, holte das Feuerzeug aus der Tasche und zündete die Jacke an.

Der Stoff fing zum Glück sofort Feuer.

Hell loderten die Flammen hoch.

Stimmen geisterten durch den Wald. Stöhnen und Kreischen. Die Dämonen ergriffen die Flucht.

Aber auch die weiße Frau ließ von ihrem Opfer ab.

Bill sah, wie sie hochkam und ihre Arme abwehrend ausstreckte. Sie hatte auch nicht mehr das bleiche Gesicht, sondern ein kahler Totenschädel glotzte Bill an.

Bill schwenkte die Jacke mit beiden Händen und rannte laut

schreiend auf die weiße Frau zu.

Sie wich zurück und war plötzlich ganz verschwunden.

Bill Conolly warf die Jacke auf den Boden und trat das Feuer aus. Zum Glück hatte er seine Brieftasche noch retten können. Er verstaute Brieftasche und Pistole in den hinteren Hosentaschen und kniete sich neben die bewußtlose Jane Seymor.

Das Girl blutete aus unzähligen Wunden.

»Mein Gott«, sagte Bill leise. »Hoffentlich übersteht sie es.«

Dann schnappte er sich das Girl und warf sie über seine linke Schulter.

Nur weg hier, hieß die Devise, ehe die anderen wiederkamen.

Bill Conolly hastete durch den Wald. Ab und zu leuchtete er mit der Lampe den Weg aus. Bill spürte das Gewicht der Schwerverletzten schon gar nicht mehr. Für ihn gab es nur ein Ziel.

Seinen Wagen.

Der Reporter konnte hinterher selbst nicht mehr sagen, wie er es geschafft hatte. Auf jeden Fall stand er plötzlich vor dem Porsche.

Zum Glück steckte der Autoschlüssel in der Hosentasche.

Mit fliegenden Fingern schloß Bill den Wagen auf. Vorsichtig bettete er die Schwerverletzte auf den Notsitz.

Dann setzte er sich hinters Steuer, ließ den Motor kommen und jagte in Richtung Hillside. Was er jetzt brauchte, war ein Arzt.

Ein Blick auf die Uhr am Armaturenbrett zeigte Bill, daß es erst einundzwanzig Uhr dreißig war. Ihm kam es vor, als wären sie Stunden im Wald herumgeirrt.

Bills Gedanken kreisten nur um Jane. Hoffentlich stirbt sie nicht, dachte er immer wieder. Er selbst fühlte sich mitschuldig daran, was geschehen war.

Hillside lag wie ausgestorben.

Mit kreischenden Pneus jagte Bill in den Ort, stoppte vor der Pension, in der er wohnte.

Als Bill die Gaststube betrat, ruckten die Köpfe der Männer herum.

»Sie sind ja blutverschmiert«, rief einer.

Bill achtete nicht darauf, sondern fragte laut: »Wo gibt es hier einen Arzt? Schnell, ich habe eine Schwerverletzte im Wagen.«

Ein grauhaariger, älterer Mann stand von einem der Tische auf.

»Ich bin der Arzt von Hillside, Sir.«

»Bitte, Doc, wir müssen zu Ihrer Praxis.«

Zum Glück war der Arzt ein Mann schneller Entschlüsse. Er rannte schon an Bill vorbei nach draußen.

Sekunden später saßen die beiden in dem Porsche.

»Zweite Querstraße rechts, da liegt meine Praxis«, sagte der Doc.

»Okay.«

Bill rauschte los.

Der Doc warf einen Blick nach hinten. »Was ist mit ihr passiert?«

»Erzähl' ich Ihnen später.«

»Halten Sie an, Mister. Ja, da, wo das Schild ist.«

Bill las auf dem Schild, daß der Doc auf den Namen Grayson hörte.

Als Bill stoppte, sprang der Doc aus dem Wagen und schloß schon die Haustür auf. Licht wurde eingeschaltet.

Bill nahm die immer noch bewußtlose Jane und trug sie ins Haus.

»Hier auf den Tisch, bitte«, sagte der Arzt.

Bill bettete die Schwerverletzte vorsichtig auf den kleinen Operationstisch.

Doc Grayson hatte sich inzwischen einen weißen Kittel übergestreift. Dann machte er sich an die Untersuchung des Mädchens.

Bill Conolly ließ sich auf einen Stuhl fallen. Erst jetzt spürte er, wie erschöpft er doch war. Er war schweißgebadet. Außerdem über und über mit Blut besudelt.

Leise verließ Bill das Zimmer. Er wollte den Doc nicht stören, der ruhig und konzentriert arbeitete.

In einem Nebenzimmer fand Bill ein Waschbecken. Er reinigte notdürftig sein Hemd.

Dann ging er wieder zurück.

Doc Grayson sah ihn ernst an.

Heißer Schreck durchfuhr den Reporter.

»Ist sie – ist sie…?«

Der Doc schüttelte den Kopf. »Nein, sie ist nicht tot. Aber es hätte nicht viel gefehlt. Ihre körperliche Konstitution ist sehr gut. Deshalb wird sie auch durchkommen – falls nichts Unvorhergesehenes passiert«, schränkte der Doc ein.

»Dann bin ich beruhigt«, flüsterte Bill. »Ich hätte mir auch sonst die bittersten Vorwürfe gemacht.«

Er warf einen Blick auf Jane Seymor. Der Doc hatte die Blutungen gestillt und die Wunden verbunden. Jane sah fast aus wie eine Mumie.

»Sie braucht jetzt erst mal Ruhe«, sagte der Arzt. »Sie werden natürlich verstehen, daß ich neugierig bin, Mister…?«

»Conolly, Doc. Bill Conolly. Entschuldigen Sie, aber mir blieb keine Zeit, mich vorzustellen.«

»Geschenkt.«

Bill blickte dem Arzt fest in die Augen. »Was ich Ihnen jetzt sage, Doc, klingt unglaublich. Aber es ist die reine Wahrheit. Die Verletzungen wurden Miss Seymor durch einen Geist beigebracht. Von einer Toten. Von der weißen Frau.«

Der Arzt blickte Bill nachdenklich an.

»Sie glauben mir nicht, was?« fragte der Reporter.

»Es fällt mir wenigstens schwer, Mr. Conolly.«

»Das kann ich sogar verstehen. Aber denken Sie an die ungelösten

Mordfälle in den letzten Jahren. Langsam komme auch ich zu der Überzeugung, daß die weiße Frau auch da ihre Hand mit im Spiel gehabt hatte.«

»Woher wissen Sie denn von diesen Vorgängen, Mr. Conolly?«

»Ich bin Reporter, Doc.«

»Wollen Sie die Leute hier ausfragen? Sind Sie auf Sensationssuche aus?«

Der Arzt wurde mißtrauisch.

»Nein«, erwiderte Bill. »Die Sache ist folgendermaßen…«

Er erklärte dem Doc, mit wem er hier war. Er sprach von John Sinclairs Mission und von dem Verdacht, den sie hatten und der ja jetzt auch bestätigt worden war.

»… und sprechen Sie mit niemandem darüber«, sagte Bill noch zum Schluß.

»Ich bin schließlich Arzt«, erwiderte der Doc. Er kam immer noch nicht aus dem Staunen heraus.

Bill Conolly dachte inzwischen an John Sinclair. Er hätte ihn gern noch einmal gesprochen. Doch leider wußte Bill nicht, wo John steckte.

Plötzlich begann sich Jane Seymor auf dem Tisch zu bewegen.

Mit zwei Schritten standen der Doc und Bill Conolly neben ihr.

Jane bewegte die Lippen. Sie wollte irgend etwas sagen. Ganz dicht beugte Bill sein Ohr an ihren Mund. Jetzt bekam er einige Worte mit.

»Die weiße Frau«, hauchte Jane, »sie – sie… kommt wieder. Heute… oder morgen. Ich weiß es nicht. Ich sehe sie… vor mir. Sie… wird kommen.«

Dann wurde Jane wieder bewußtlos.

Doc Grayson und Bill Conolly blickten sich an. Bill konnte sehen, daß dem Arzt eine Gänsehaut über den Körper lief. Dann flüsterte er: »Das ist der Fluch der Lady Laduga.«

***

In der Kapelle herrschte eine beklemmende Stille. Kein bißchen Licht fiel durch die hohen Fenster.

Eine Gestalt schlich vorsichtig zwischen den Bankreihen hindurch, immer darauf bedacht, kein Geräusch zu verursachen.

Die Gestalt war John Sinclair.

Der Geheimgang hatte ihn nicht ruhen lassen. Für John stand hundertprozentig fest, daß die hohle Stelle hinter dem Altar der Anfang eines Geheimganges sein mußte.

Er hatte niemandem von seinem Verdacht erzählt. Auch Konstabler Sandford nicht, denn der hätte unter Umständen seinen Plan gefährden können.

John trug außer seinen üblichen Ausrüstungsgegenständen noch

etwas Wichtiges bei sich.
Ein Kreuz!
Jeder, der sich mit Vampirismus und anderen okkulten Wissenschaften beschäftigt, weiß, daß das Kreuz der stärkste Gegner der Vampire und Geister ist.
John hatte sich das einfache Holzkreuz um den Hals gehängt.
Ab und zu ließ der Scotland Yard-Inspektor seine Taschenlampe aufblitzen, um sich zu orientieren.
John umrundete den Altar und fand die hohle Stelle im Boden sofort. Er klopfte sie noch einmal ab, in der Hoffnung, irgendeinen Mechanismus zu finden, der den Eingang des Geheimganges freigeben würde.
Doch seine Hoffnungen wurden enttäuscht.
John überlegte gerade, ob man der Sache nicht mit roher Gewalt auf die Spur kommen konnte, da quietschte die Eingangstür der Kapelle.
John fuhr herum und lugte hinter dem Altar hervor. Für einen Moment sah er eine Gestalt in der offenen Tür stehen. Dann war sie verschwunden.
Dafür klangen Schritte auf.
Sie kamen in seine Richtung, auf den Altar zu.
John wagte kaum zu atmen.
Wer war der Unheimliche, der um diese Zeit die Kapelle betreten hatte? Die Schritte wurden lauter. John hörte hastiges Atmen.
Jetzt hatte der Eindringling den Altar erreicht, umrundete ihn.
John huschte in Deckung. Er hockte nun an der rechten Seite des Altars, konnte von hier aus alles gut überblicken.
Die Gestalt kniete sich hin, klopfte in einem bestimmten Rhythmus auf die hohle Stelle.
Und plötzlich sah John, daß der unbekannte Eindringling eine Frau war.
Die Frau wiederholte das Klopfen. »Komm, Linda«, flüsterte sie jetzt. »Komm.«
Linda, durchzuckte es John. Linda war doch tot. Er selbst hatte mit Sir James Carrigan, Lindas Vater, gesprochen.
Welchem Rätsel war er hier auf die Spur gekommen?
Ein schabendes Geräusch drang durch die Stille.
Die bewußte Steinplatte auf dem Boden schob sich zur Seite. John ahnte es mehr, als er es sah.
Der Geruch von Fäulnis und Verwesung drang in Johns Nase.
»Ich komme, Linda«, flüsterte die Gestalt.
Die Frau begann, in die Öffnung zu steigen.
John wartete ab, bis sie verschwunden war. Dann schlich er zu dem Loch hin. Der Modergeruch nahm ihm fast den Atem. Trotzdem entschloß sich John, der Unbekannten zu folgen. Für einen

Sekundenbruchteil ließ er seine Taschenlampe aufblitzen.

Etwa ein Yard unter der Öffnung befand sich schon wieder fester Boden.

John Sinclair ließ sich hinabgleiten.

Seine Zehenspitzen stießen gegen etwas Weiches, Nachgiebiges.

John riskierte es, die Lampe anzuschalten. Und in der Sekunde, in der die Lampe brannte, erkannte er die grausige Wahrheit.

Vor ihm lag Bob Elkham, der Hausmeister.

John erkannte ihn nur an der Kleidung. Elkhams Gesicht, sein Hals und ein Teil seiner Brust waren durch schreckliche Kratz- und Bißwunden zerfetzt.

John Sinclair mußte mit Gewalt ein Würgen unterdrücken.

Er stieg über den Toten hinweg und schlich weiter.

Der Gang war nicht sehr hoch. John mußte immer den Kopf einziehen. Es ging leicht bergab.

Ab und zu blieb John Sinclair stehen, um in die rabenschwarze Finsternis zu lauschen. Dann drangen die leisen Schritte der Frau an sein Ohr.

Plötzlich erkannte John in der Ferne einen hellen Fleck. Etwas flirrte in der Luft herum.

Sollte die weiße Frau…?

Der Fleck wurde größer, kristallisierte sich zu einer Gestalt heraus.

Dann hörte John die Stimme der Unbekannten. »Du bist gekommen, Linda. Endlich.«

Unendlich vorsichtig schlich John Sinclair näher.

John hörte ein qualvolles Seufzen, einen leisen Schrei und ein schmatzendes Geräusch.

Der Scotland Yard-Inspektor hielt es nicht mehr länger aus. Sein Daumen berührte den Schalter der Lampe.

Wie eine Nadel fuhr der Lichtstrahl durch die Dunkelheit, ließ mit nahezu brutaler Deutlichkeit eine grauenvolle Szene erkennen. Innerhalb von einer Sekunde registrierte John jede Einzelheit.

Er sah zwei Frauen. Eine davon kannte er. Es war Rita Wilcox, das Mädchen, das nackt auf seinem Bett gelegen hatte. Und die andere mußte Linda Carrigan sein.

Linda Carrigan, die verschwunden war und sich zu einer Bestie gewandelt hatte.

Zu einem Vampir!

Sie hatte ihre nadelspitzen Zähne in Rita Wilcox’ Hals gebohrt und trank schmatzend das Blut des jungen Mädchens.

Mit zwei, drei Sätzen überbrückte John die Entfernung.

Erst jetzt erwachten die beiden aus ihrer Erstarrung.

Blitzartig fuhren sie auseinander.

Rita Wilcox schrie gellend auf und taumelte zurück.

Anders Linda Carrigan, der Vampir.
Sie schwebte auf John Sinclair zu. Die Augen in dem bleichen Gesicht waren blutunterlaufen. Auch ihr Mund und die spitzen Zähne waren rot von frischem Menschenblut.
Die Krallenfinger ausgestreckt, kam sie auf John zu. Sie glaubte, ein neues Opfer gefunden zu haben.
John Sinclair sprang zurück, riß mit der freien Hand das Kreuz von der Brust.
Jetzt mußte es sich herausstellen, ob diese Waffe half.
John hielt das Kreuz dem Vampir direkt vors Gesicht, leuchtete es mit der Taschenlampe an.
Linda Carrigan blieb stehen. Ihr Gesicht verzog sich in einem unsagbaren Schmerz.
John ging auf sie zu.
Das Kreuz brannte fast in seiner Hand, trieb den Vampir zurück.
John Sinclair kannte keine Gnade. Er mußte die Vampirbrut ausrotten.
Der Vampir ächzte, hatte nicht mehr die Kraft, weiterzugehen.
Er fiel auf den Boden.
Breitbeinig stand John Sinclair vor diesem Monster, hielt das Kreuz über dem Gesicht des Vampirs.
Linda Carrigans Mund öffnete sich zu einem lautlosen Schrei. Unendliche Qual spiegelte sich in ihren Gesichtszügen wider.
John sah nur eine Möglichkeit, Linda Carrigan zu retten.
Er mußte sie töten. Mußte ihr einen Pfahl durch das Herz schlagen.
John hatte vorgesorgt und das Kreuz unten zugespitzt.
Er zögerte nicht länger, sondern setzte das zugespitzte Ende auf Linda Carrigans Brust.
Dann schlug er mit dem Handballen zu.
Tief drang das Kreuz in den Körper des Vampirs.
Linda Carrigans Gesicht verzerrte sich zu einer wächsernen Totenmaske. Noch einmal stöhnte sie auf. Dann lag sie still.
Erst jetzt war Lindas Seele erlöst.
John Sinclair stand langsam auf. Als er das Kreuz aus der Brust des Vampirs zog, merkte er, wie sehr seine Finger zitterten. Zuviel war auf ihn eingestürmt.
Aber es sollte noch schlimmer für den Scotland Yard-Inspektor kommen.
Rita Wilcox fiel John wieder ein. Wo steckte sie?
John drehte sich, ließ den Strahl der Lampe den Gang entlanghuschen. Und da sah er Rita Wilcox. Sie befand sich schon fast am Ausgang.
John lief hinter ihr her. Er hatte die schreckliche Befürchtung, daß Rita bereits ein Vampir war.

Als John das Ende des Ganges erreichte, sah er gerade noch, wie sich die Steinplatte über die Öffnung schob.

John Sinclair wußte, was das zu bedeuten hatte.

Er war lebendig begraben.

***

Mitternacht!

Unruhig ging Bill Conolly in dem kleinen Krankenzimmer auf und ab. In einer Ecke brannte eine Lampe. Ihr trüber Schein reichte gerade bis zu dem Bett, in dem Jane Seymor lag.

Schwere Alpträume mußten das Girl quälen. Ihr Schlaf wurde immer wieder durch plötzliche Aufschreie unterbrochen. Manchmal stammelte sie auch wirres Zeug. Sprach von Geistern, Dämonen und Vampiren. Ein schrecklicher Kampf mußte in ihrem Innern toben. Wahrscheinlich versuchten fremde Mächte, sich ihrer Seele zu bemächtigen.

Doc Grayson war vor etwa einer Stunde weggerufen worden. Zu einer Entbindung, wie er sagte.

»Sie kommen!« schrie Jane auf einmal. »Mein Gott, sie kommen! Hilf mir doch, o Gott! Hilf mir!«

Mit zwei Schritten stand Bill neben dem Bett. Mit beiden Händen mußte er die wild um sich schlagende Jane festhalten. Beruhigend sprach er auf sie ein.

Da dröhnte es gegen die Haustür. Bill zuckte zusammen. Wer mochte das sein?

Wieder hämmerten die Schläge gegen das Holz der Tür.

Sollte Jane wirklich recht haben? Kamen jetzt die Dämonen und Geister, um sie mit in ihr Reich zu nehmen?

Schweiß perlte auf Bills Stirn, als er das Zimmer verließ, durch den Flur ging und die Hand auf die Haustürklinke legte.

Noch zögerte er. Warum hatte der Unbekannte nicht geklingelt?

Wieder krachte es gegen die Tür.

»Aufmachen!« rief eine Männerstimme. Bill gab sich einen Ruck und schloß die Tür auf.

Mondlicht fiel auf den Hauseingang. Und in dem fahlen Licht erkannte Bill Conolly einen jungen Mann von etwa 25 Jahren.

»Was wünschen Sie?« fragte der Reporter.

»Ich muß zu Doc Grayson«, erwiderte er hastig.

»Der Doc ist nicht da.«

Der junge Mann knetete nervös seine Hände. »Dann warte ich eben.«

»Wer sind Sie überhaupt?« fragte Bill.

Der Ankömmling blickte ihn starr an. »Ich heiße Frank Gibson. Ich wohne hier im Dorf.«

»Gibson…? Gibson…?« wiederholte Bill leise. Irgendwie kam ihm der

Name bekannt vor. Doch er wußte im Moment nicht, wo er ihn hinstecken sollte.

»Dann kommen Sie mal rein« sagte Bill.

Frank Gibson drängte sich an ihm vorbei in den Flur. Ein komischer Geruch ging von dem Neuankömmling aus. Bill konnte ihn im Augenblick nicht identifizieren.

Als Bill die Tür schloß, hörte er wieder Jane Seymors Schreie. »Sie sind da! Sie sind da! O Gott, sie sind gekommen! Helft mir doch! Bitte!«

Bill war mit wenigen Sätzen bei ihr.

Jane starrte ihn aus fiebrigglänzenden Augen an, ohne den Reporter jedoch zu erkennen.

»Ihr müßt euch wehren. Sie sind stark. Sie sind… Aaah!«

Jane brach wieder zusammen. Wenn doch nur der Doc hier gewesen wäre. Er hätte ihr eine Beruhigungsspritze geben können. Aber so?

Ein leichter Schritt ließ Bill herumfahren.

Der junge Mann stand in dem Zimmer. Er sah Jane Seymor mit seltsam starrem Blick an.

Ein furchtbarer Verdacht stieg in Bill Conolly hoch. Aber noch hatte er keine Gewißheit. Er mußte den Mann ausfragen.

»Nehmen Sie doch Platz, Mr. Gibson«, sagte Bill und wies auf einen freien Stuhl.

Der junge Mann nahm das Angebot an. Der Stuhl stand so günstig, daß Bill Gibson immer im Auge behalten konnte. Außerdem stand er nicht weit von der Lampe.

»Was wollen Sie denn von Doc Grayson, Mr. Gibson?« fragte Bill.

»Das möchte ich ihm doch lieber selbst sagen.«

»Ganz wie Sie wollen.«

Bill warf einen Blick auf Jane, die jetzt schlief. Dann sah er wieder verstohlen zu Frank Gibson hinüber, der unruhig auf seinem Stuhl herumrutschte.

Und plötzlich durchzuckte es Conolly wie ein Blitzschlag. Endlich hatte er den Beweis, daß der junge Mann kein Mensch im normalen Sinne war.

Frank Gibson warf keinen Schatten. Vampire werfen auch keine Schatten. Frank Gibson, der, wie schon erwähnt, im Lichtkreis der Lampe saß, mußte etwas gespürt haben.

Er stand auf.

Bill spannte die Muskeln. Er wußte genau, die Entscheidung kam auf ihn zu.

Auch Jane Seymor erwachte wieder. Sie schien die magische Kraft zu spüren, die von dem Eindringling ausging.

Noch wartete Bill ab.

Schwerfällig wälzte sich Jane auf die Seite, riß die Augen weit auf

und…

Ihr Schrei zerfetzte die Stille. Dieser Schrei hatte nichts Menschliches mehr an sich. Er war geboren aus höchster Todesnot.

Und dann zeigte Frank Gibson sein wahres Gesicht.

Spitze weiße Zähne drangen plötzlich aus seinem Oberkiefer, seine Fingernägel wurden lang, und in den Augen stand die blanke Mordlust.

Mit einem Fauchen warf sich der Vampir auf Jane Seymor.

Doch da stand immer noch Bill Conolly.

Ein mörderischer rechter Haken donnerte dem Vampir gegen den Schädel, so daß das Untier wie eine Puppe durch den Raum flog.

Doch Frank Gibson stand sofort wieder auf, als wäre nichts gewesen.

»Verdammt, das gibt es doch nicht«, flüsterte Bill. »Dieser Schlag hätte einen Ochsen gefällt.«

Der Vampir kam näher. Jetzt interessierte er sich für Bill Conolly.

Bill sprang zurück und schnappte sich den frei gewordenen Stuhl. Mit einem Rundschlag schmetterte er ihn dem Vampir über den Schädel.

Der Stuhl zersplitterte knirschend, doch Frank Gibson ließ sich nicht aufhalten.

Im Gegenteil, jetzt griff er an.

Zwei Klauenhände krallten sich in Bills Jacke fest, zogen ihn nach vorn.

Bill stemmte sich gegen den Griff an.

Ohne Erfolg. Der Vampir besaß ungeheure Kräfte.

Bill Conolly prallte gegen ihn. Er sah das gräßliche Gesicht mit den spitzen Zähnen dicht vor sich, sah die blutunterlaufenen Augen und merkte plötzlich, wie sein Kopf zur Seite gebogen wurde.

Der Vampir hatte seine Haare gepackt und den Reporter so in einen gnadenlosen Griff bekommen.

Hart spannte sich Bills Haut am Hals.

Nur noch Sekunden, dann würde der Vampir seine Zähne in den Hals schlagen und das frische Menschenblut aussaugen. Und dann war auch Jane Seymor verloren.

Der Gedanke an Jane gab Bill neue Kraft. Er machte einen letzten Versuch.

Seine flache Hand fuhr hoch, knallte unter das Kinn des Vampirs. Bill drückte mit aller Macht den Kopf des Vampirs zurück. Er hörte, wie zwei Wirbel im Nacken des Untiers brachen. Nur weiter, kein Stück nachgeben, hämmerte sich Bill ein.

Er schaffte es.

Der Vampir ließ ihn plötzlich los. Bill Conolly setzte nach.

Mit voller Wucht trat er dem Ungeheuer in den Leib.

Der Vampir knallte gegen den Instrumentenschrank, dessen Glasscheibe klirrend zerbrach. Splitter regneten herab.

Frank Gibson hockte vor dem Schrank. Langsam erhob er sich. Seine Haltung war seltsam verrenkt. Er hatte noch längst nicht aufgegeben. Er würde auch nicht aufgeben.

Und da hatte Bill Conolly eine Idee. Er sah den zerbrochenen Stuhl in der Ecke liegen, sprang darauf zu und packte sich zwei abgebrochene Stuhlbeine. Der Vampir kam heran.

Blitzschnell legte Bill Conolly die beiden Stuhlbeine zu einem Kreuz aufeinander.

Der Vampir stockte. Abwehrend hob er beide Hände.

Jetzt war es Bill, der vorwärts drängte. Panik überfiel den Vampir. Mit langen Sätzen hetzte er aus dem Zimmer. Bill Conolly hinterher.

Doch da war der Vampir schon im Flur, riß die Haustür auf und verschwand nach draußen.

Bill Conolly sah von einer Verfolgung ab. Er wollte Jane Seymor nicht ohne Schutz zurücklassen.

Als Bill in die Praxis zurückkehrte, schlief Jane tief und fest. Sie war gerettet. Vorerst jedenfalls.

***

Rita Wilcox ging wie eine Schlafwandlerin durch die Kapelle. Sie fühlte, daß eine fremde Macht versuchte, von ihr Besitz zu ergreifen. Ihr Blut rauschte in den Adern.

Blut! Das war es, was sie brauchte. Sie konnte nicht vergessen, wie Linda Carrigans Zähne in ihren Hals gedrungen waren, wie sie ihr Blut getrunken hatte.

Und dann war dieser Mann gekommen. Er hatte alles verdorben.

Rita Wilcox begann diesen Mann zu hassen. Aber sie würde sich schon rächen. Furchtbar rächen. Nicht an ihm, sondern an den anderen Menschen.

Eine flüsternde Stimme drang in ihr Gehirn.

»Komm«, lockte diese Stimme. »Komm.«

Rita Wilcox zog die Tür zur Kapelle auf. Sie trat nach draußen.

Der Mond schien.

Wie herrlich sein geisterhaft bleiches Licht doch war. Die Geschöpfe der Nacht, sie alle würden bei seinem Licht aufleben, und die Herrschaft über die Menschen antreten.

Immer noch lockte die fremde Stimme.

Rita hatte die Frau nie gesehen, nur in ihren Träumen war sie ihr schon hundertmal begegnet.

Sie wußte, daß es Lady Laduga war. Die Königin der Vampire.

Unbewußt lenkte Rita Wilcox ihre Schritte in den Wald. Hier würde sie die weiße Frau treffen. Und hinterher war sie dann endgültig erlöst, war sie aufgenommen in den Kreis der Dämonen und Vampire.

Rita Wilcox drängte bewußt das Menschliche, was noch in ihr

steckte, zurück. Nein, damit hatte sie abgeschlossen.

Die Stimme wurde lauter. Ganz deutlich konnte Rita sie jetzt verstehen.

Und da sah sie die weiße Frau. Sie schwebte zwischen den Bäumen, kam jetzt genau auf Rita Wilcox zu.

Das Girl blieb stehen.

Ein leichter Wind fuhr durch ihr weites Nachthemd, bauschte es auf.

Jetzt stand Lady Laduga vor ihr.

Wie schön sie war. Das weiße ebenmäßige Gesicht leuchtete in der Dunkelheit.

Rita Wilcox ging noch näher.

Lady Laduga streckte beide Arme aus, griff nach Ritas Kopf. Das Girl fieberte dem großen Augenblick entgegen. Die weiße Frau bog Ritas Kopf zurück.

Der schlanke Hals lag nun vor ihr.

Rita merkte, wie die spitzen Kanten der Zähne ihre Haut berührten. Dann folgte der Biß.

Tief drangen die Zähne in Ritas Hals. Das Girl spürte die kalten Lippen der Frau und das warme Blut, das aus den Bißwunden quoll.

Sie stöhnte auf. Glücklich.

Endlich war das geschehen, wonach sie sich so lange gesehnt hatte.

Mehr und mehr saugte die weiße Frau Rita Wilcox das Blut aus und damit den letzten Funken menschlichen Lebens, der noch in ihr steckte.

Rita fühlte sich plötzlich erschlafft und müde. Ihre Beine gaben nach. Sie fiel auf den Waldboden. Schleier legten sich über ihre Augen. Eine nie gekannte Kälte nahm von ihrem Körper Besitz.

Es war die Kälte des Todes.

Sie wollte etwas sagen, doch kein Laut drang über ihre Lippen. Spitze Fingernägel gruben sich in ihren Körper. Die weiße Frau wurde zur rasenden Bestie.

Doch das alles bekam Rita Wilcox nicht mehr mit. Das Reich der unendlichen Finsternis hatte sie aufgenommen.

***

Doc Grayson kam eine halbe Stunde später zurück.

»Na, wie geht’s unserer Patientin?« fragte er.

»Gut«, erwiderte Bill.

»Das freut mich. Die Entbindung hat auch soweit geklappt, und ich bin…«

Die weiteren Worte verschluckte der Arzt, denn sein Blick war auf den zerbrochenen Instrumentenschrank gefallen. Bill hatte die Glasscherben notdürftig zusammengefegt.

»Was ist passiert, Mr. Conolly? Ich glaube, Sie sind mir eine

Erklärung schuldig.«

»Die können Sie haben, Doc. Aber setzen Sie sich erst mal hin. Was ich zu berichten habe, ist nichts für schwache Nerven.«

Mit wenigen Sätzen erklärte er dem Arzt, was vorgefallen war.

Doc Grayson schüttelte immer wieder den Kopf. »Ich kann es nicht fassen. Das ist doch unmöglich. So etwas gibt es doch nicht.«

»Leider ja«, erwiderte Bill. »Und um diesem Höllenspuk ein Ende zu bereiten, deswegen sind mein Freund John Sinclair und ich hier.«

Doc Grayson wischte sich über die schweißnasse Stirn. »Ich kann es immer noch nicht begreifen. Ich habe Medizin studiert, bin Naturwissenschaftler. Und jetzt dieses hier. Mir fehlen einfach die Worte.«

Bill wußte darauf keine Antwort. Er selbst hatte früher auch nicht an diesen Hokuspokus, wie er es nannte, geglaubt. Doch nachdem er John Sinclair kennengelernt hatte, mußte er seine Meinung revidieren. Mit Schrecken dachte Bill Conolly noch an sein letztes Abenteuer, das er mit John zusammen in Mexiko erlebt hatte. Dort war es ihnen unter Einsatz ihres eigenen Lebens gelungen, den Herrn der Toten unschädlich zu machen. Für Bill wäre es beinahe die letzte Tat überhaupt gewesen.

Doc Grayson wanderte im Raum auf und ab. »Und dieser Vampir ist entkommen?« fragte er leise.

»Ja. Ich konnte Jane Seymor nicht allein lassen.«

Der Doc atmete auf. »Was machen wir jetzt? Vampire sind Blutsauger. Sie werden noch mehr Unglück über die Menschen bringen. Wir müssen etwas tun, Mr. Conolly. Wir müssen einfach.«

»Das ist mir klar«, sagte Bill.

Der Arzt lachte hart auf. »Sicher, das ist uns allen klar. Aber haben Sie einen Vorschlag?«

»Vielleicht.«

»Lassen Sie hören.«

»Wir müssen das Übel an der Wurzel packen. In unserem Fall heißt dieses Übel das Totenhaus.«

»Wie haben Sie sich das denn vorgestellt, Mr. Conolly?«

»Packen wir die Sache mal anders an, Doc. Wieviele Männer kann man hier im Dorf innerhalb einer Stunde alarmieren?«

»Vielleicht hundert. Oder auch 150. Genau kann ich es nicht sagen.«

»20 würden reichen. Allerdings 20 mutige Männer. Männer, die nicht Tod und Teufel fürchten.«

»Das wird schwer sein. Die Leute hier sind sehr abergläubisch.«

»Dann sehe ich keine allzu großen Chancen, Doc. Sie müssen es schaffen.« Bill Conollys Stimme klang eindringlich. »Noch haben wir eine Chance. Wenn wir zögern, wird dieses Dorf unter die Herrschaft der Vampire geraten. Dann sind alle Menschen hier verloren.«

»Ich weiß es selbst, Mr. Conolly.«

Bill sah den Doc an. »Es kommt auf einen Versuch an. Wir müssen noch in dieser Nacht handeln.«

»Und was ist, wenn ich die Männer wirklich zusammengetrommelt habe?« fragte der Doc.

»Dann werden wir zu dem Leichenhaus fahren und es dem Erdboden gleichmachen. Wir werden es abbrennen, denn gegen Feuer sind auch Dämonen und Vampire nicht gefeit.«

»Das Haus hat Jahrhunderte überdauert, Mr. Conolly.«

»Das weiß ich auch. Aber gegen Bohrer und Spitzhacken ist es auch nicht geschützt.«

»Ich hoffe, Sie behalten recht, Mr. Conolly.«

Der Doc blickte auf seine Uhr. »Es ist gleich eins. Ich werde Alarm geben, und in einer halben Stunde versammeln wir uns im Bürgermeistersaal. Halten Sie die Daumen, daß wir Erfolg haben. Sonst weiß ich auch nicht mehr weiter.«

Doc Grayson verließ den Raum.

Bill Conolly trat ans Fenster. Er sah in die mondhelle Nacht hinaus. Seine Gedanken kreisten um John Sinclair. Wo mochte er stecken? Lebte er überhaupt noch?

Bill zündete sich eine Zigarette an. Er wandte sich um und sah zu Jane hin, die friedlich im Bett schlief. Wenigstens sie hatte er gerettet.

Bill Conolly verließ die Praxis. Er wollte noch in die kleine Pension, um sich frisch zu machen und die Kleider zu wechseln.

Als er die Straße überquerte, begann von der kleinen Kirche her die Alarmglocke zu läuten.

Die Schläge hallten durch den stillen Ort. Sie waren der Auftakt zu einem Kampf der Menschen gegen die unheimlichen Mächte der Finsternis.

***

John Sinclair behielt die Ruhe. Panik war das letzte, was er gebrauchen konnte.

Sein Gehirn arbeitete wie ein Computer. Daß die Platte nicht so einfach mit bloßen Händen zur Seite geschoben werden konnte, war ihm bei einem Versuch schon klargeworden. Also mußte es eine andere Möglichkeit zur Befreiung geben.

Die Klopfzeichen fielen ihm ein.

Der Rhythmus, mit dem das Girl in der Kapelle auf den Stein geklopft hatte.

Verzweifelt versuchte John sich zu erinnern.

Zweimal lang und dann viermal schnell hintereinander. Konnte es so gewesen sein?

Es kam auf einen Versuch an. John klopfte.

Ohne Erfolg.

Doch der Scotland Yard-Inspektor gab nicht auf. Ein nächster Versuch. Wieder nichts.

Erst beim fünftenmal klappte es. Knirschend schob sich die Platte zur Seite.

»Wer sagt's denn«, murmelte John.

Wahrscheinlich gab es auch noch einen anderen Klopfrhythmus, damit sich die Platte wieder in ihre ursprüngliche Lage schob, aber der interessierte John nicht.

Er ließ die Öffnung frei und hielt sich diesen Fluchtweg offen.

Er wollte etwas anderes kennenlernen.

Das Leichenhaus der Lady Laduga.

Wieder machte sich John auf den Weg. Das zugespitzte Holzkreuz hatte er sich um den Hals gehängt. Ab und zu ließ er seine Taschenlampe aufblitzen.

John hatte schon viele Geheimgänge erkundet, und überall hatte es von Kriechtieren gewimmelt. Nur hier nicht. Es schien, als hätten selbst diese Kreaturen die Flucht vor den Mächten der Finsternis ergriffen.

Der Gang wurde immer schmaler und tiefer.

Bald konnte John nur noch auf allen vieren kriechen.

Der Modergeruch verstärkte sich. John spürte, daß er bald das Leichenhaus erreicht haben mußte.

Langsam ging es wieder aufwärts.

Und dann war der Gang zu Ende. Felsen und Erdmassen versperrten den Weg.

John leuchtete mit der kleinen Lampe die Decke ab.

Eine breite Öffnung gähnte ihm entgegen.

Der Inspektor klemmte sich die Taschenlampe zwischen die Zähne, schnellte vom Boden ab und faßte mit beiden Händen nach dem Rand der Öffnung.

Seine Finger fanden Halt.

Wie ein Pendel schwang John hin und her.

Er ließ sich ausschwingen, sammelte Kräfte und zog sich dann mit einem Klimmzug hoch.

John schaffte es mit Mühe. Schwer atmend lag er oben neben der Öffnung. Seine Lampe hatte er inzwischen wieder in die Hand genommen.

Langsam kam John auf die Füße.

Deutlich wurde ihm bewußt, daß er sich in dem Leichenhaus der Lady Laduga befand.

Die Vorstellung war ungeheuerlich. Er war wohl der einzige lebende Mensch, der dieses Haus nach drei Jahrhunderten betreten hatte.

Nur mit Mühe unterdrückte John seine Erregung. Er wagte kaum, die

Taschenlampe einzuschalten.
Welches Grauen, welcher Schrecken würde ihn erwarten?
John gab sich einen Ruck und knipste die Lampe doch an.
Der Strahl schnitt durch die absolute Finsternis. Da er nur jeweils einen kleinen Ausschnitt des Raumes beleuchtete, drehte John sich langsam im Kreis.
Dicke, schwere Steinmauern gerieten in seinen Blickwinkel. John schwenkte die Lampe herum, leuchtete den Boden ab.
Zuerst sah er gar nichts. Doch dann stockte ihm der Atem.
In einer Ecke lagen drei Gestalten. Nebeneinander. Sie hatten die Hände über der Brust gekreuzt. Lange, spitze Zähne ragten aus den halb offenen Mündern.
Vampire!
Noch lagen sie in ihrer totenähnlichen Starre – doch irgendwann würden sie wieder zum Leben erwachen.
Es waren zwei Männer und eine Frau. Sie trugen die Kleidung aus vergangenen Jahrhunderten, mußten demnach schon uralt sein. Seltsam, daß die Kleidungsstücke nicht zerfallen waren.
John ging näher an die drei Vampire heran.
Zufällig fiel der Lampenschein auf die Mauer dicht über dem Kopf des linken Vampirs.
John sah einige Buchstaben dort eingeritzt. Er beugte sich vor, um besser lesen zu können.
Istvan Laduga, stand dort.
John rekapitulierte.
Istvan Laduga. Sicher, das war der Mann der Lady Laduga. Er war während der zweiten Hochzeit mit einer polnischen Gräfin auf mysteriöse Weise ums Leben gekommen.
Nun fand John ihn hier. Und er wußte auch, daß Lady Laduga sich furchtbar gerächt hatte. Ihr Mann war ein Vampir geworden, der niemals Ruhe finden würde.
Drei Vampire lagen vor John Sinclair. Und der Scotland Yard-Inspektor hatte die Chance, alle drei zu töten.
Schon griff er nach dem Kreuz, als ihn ein Geräusch verharren ließ.
John schaltete die Lampe aus.
Das Geräusch schien von überallher zu kommen, schwoll zu einem leichten Brausen an und verwandelte sich in ein Stöhnen und Ächzen.
John glaubte plötzlich, nicht mehr allein mit den Vampiren in dem Leichenhaus zu sein. Trotz der Dunkelheit fühlte er die schattenhaften Bewegungen. Etwas huschte über seinen Nacken. Jemand versuchte ihn niederzudrücken.
John schaltete die Lampe ein.
Für einen Moment nur sah er die gräßlichen Gestalten. Es waren Ausgeburten der Hölle.

Es gab sie also – die Dämonen!
John spürte, wie eine eiskalte Gänsehaut seinen Rücken hinaufkroch. Er hatte selten Angst gehabt. Aber hier packte ihn doch das kalte Grauen.
Sobald das Licht die Dämonen traf, verschwanden sie unter großem Wehklagen in den Gemäuern des Leichenhauses. Jetzt hörte John nur noch die schrecklichen Laute.
Der kalte Schweiß lag auf seiner Stirn. John Sinclair dachte an einen Rückzug. Er mußte Verstärkung holen. Allein konnte er es nicht schaffen.
Da sah er die weiße Frau!
Sie stand ganz plötzlich im Raum. John konnte nicht sagen, wann und woher sie gekommen war.
Ein bleiches, aber wunderschönes Frauengesicht starrte John an. Aus den Ärmeln des weißen Gewandes schauten Knochenhände mit langen, spitzen Fingernägeln.
Die weiße Frau schwebte auf John zu. Ein eiskalter Hauch begleitete sie.
Der Scotland Yard-Inspektor wich zurück. Bis an die kalte, feuchte Wand.
Gewiß, er hätte versuchen können, durch die Öffnung zu entkommen, doch die weiße Frau hätte ihn in dem engen Gang schnell eingeholt.
»Lady Laduga«, flüsterte John.
Die Gestalt vor ihm sagte kein einziges Wort. Unbeirrt drang sie weiter vor. Sie hatte ihr neues Opfer. Und John Sinclair war bereit, den Kampf aufzunehmen. Doch plötzlich geschah etwas Seltsames.
Die weiße Frau blieb stehen, schwebte zur Seite und dann in Richtung Mauer. Johns rechte Hand, die noch immer die Taschenlampe hielt, zitterte. Was hatte das nun wieder zu bedeuten? Mit brennenden Augen verfolgte John Sinclair den Weg der Lady Laduga.
Auf einmal war sie nicht mehr da. War eins geworden mit der Mauer.
John wischte sich über die Augen. Narrte ihn ein Spuk? So etwas gab es doch nicht.
Und doch war es Tatsache.
Eine seltsam klagende Stimme drang an das Ohr des Inspektors. Sie schien von überallher zu kommen.
Das mußte die Stimme der weißen Frau sein.
John atmete tief aus. Er hatte die Grenze seiner Nervenkraft erreicht. Für einen Moment nur war er unkonzentriert.
Er sah nicht, daß sich die drei Vampire wie auf ein geheimes Kommando erhoben.
Und als John es bemerkte, war es schon fast zu spät. Der Fluchtweg

war ihm bereits abgeschnitten.
Die drei Horrorgestalten kamen Schritt für Schritt auf John Sinclair zu…

***

Doc Grayson hatte wirklich nicht übertrieben. Innerhalb von 30 Minuten saßen 23 Männer im Saal des Bürgermeisterhauses. Alle Altersgruppen waren vertreten. Der jüngste war erst 19, der älteste 62.
Die Männer saßen um einen langen Holztisch und redeten wirr durcheinander.
Bill Conolly lehnte in einer Ecke des Raumes und rauchte eine Zigarette. Manch feindseliger Blick wurde ihm zugeworfen. Man traute hier in Hillside einem Fremden nicht.
Das Gemurmel verstummte, als Doc Grayson den Saal betrat. Erwartungsvolles Schweigen breitete sich aus.
Nur einer, ein untersetzter schwarzhaariger Mann, konnte sich nicht beherrschen. Er schrie: »Sie werden uns genau erklären müssen, weshalb Sie uns mitten in der Nacht aus den Betten geholt haben, Doc!«
Der Arzt stellte sich ans Kopfende des langen Tisches und hob beide Hände. »Wartet es ab, Männer. Ihr werdet schon früh genug hören, was los ist. Ich übergebe das Wort an Mr. Bill Conolly.«
Alle Augen starrten den Reporter an.
Doc Grayson machte Bill schweigend Platz.
Dann begann der Reporter zu reden. Er stellte sich vor, sagte, weshalb er und John Sinclair überhaupt gekommen waren, und berichtete von den Vorgängen der letzten Tage.
Nachdem Bill geendet hatte, war es totenstill. Manch einer bekreuzigte sich heimlich.
Dann fragte der Schreier von vorhin: »Und was haben wir damit zu tun?«
»Das will ich Ihnen jetzt sagen. Ich habe folgenden Plan. Wir werden noch in dieser Nacht das Leichenhaus abreißen. Wir…«
Bill konnte nicht mehr weitersprechen. Protestschreie klangen auf. Die Männer sprangen von ihren Stühlen.
»Sie sind wohl wahnsinnig?« hieß es. »Denken Sie, wir kämpfen gegen Geister? Niemals.«
»Dann werdet ihr ewig weiter unter dem Terror der Dämonen zu leiden haben!« schrie Bill gegen den Lärm an. »Der Doc versprach mir, Männer zu holen. Ich habe bis heute nicht gewußt, daß es hier nur feige Memmen gibt.«
Bill hatte sich regelrecht in Wut geredet. Und das war genau der falsche Weg.
Die Männer nahmen eine drohende Haltung ein. »Wir lassen uns von

einem Hergelaufenen nicht beleidigen. Dem werden wir es zeigen. – Macht ihn fertig, Leute!«

Ehe das Ganze jedoch zu einer Prügelei ausarten konnte, griff Doc Grayson ein. Er stellte sich schützend vor Bill Conolly.

»Einen Augenblick!« rief er mit Stentorstimme. »Jetzt hört mir mal genau zu.«

Tatsächlich trat auch Ruhe ein.

»Ihr wißt«, sagte der Doc, »solange der Bürgermeister weg ist, vertrete ich ihn. Und kraft meines Amtes treffe ich jetzt die Entscheidungen. Hat irgend jemand was dagegen?«

Der Doc stemmte beide Arme in die Hüften und blickte in die Runde. Niemand wagte zu widersprechen.

»Na, also«, sprach der Doc jetzt mit wesentlich ruhigerer Stimme. »Ihr seid doch vernünftig. So, nun zur Sache. Potter, komm du raus.«

Der schwarzhaarige Schreier trat aus dem Kreis der Männer.

Der Doc tippte ihm mit dem Zeigefinger gegen die breite Brust. »Du hast ein kleines Bauunternehmen, Potter. Deshalb stellst du die Maschinen zur Verfügung. In zehn Minuten ist dein Abbruchwagen fahrbereit. Und nimm gefüllte Benzinfässer mit.«

Potter wollte zu einer Erwiderung ansetzen, doch der Doc sah ihn nur an.

Da senkte Potter den Kopf und knurrte: »Einverstanden.«

»Wollte ich dir auch geraten haben, Bursche.« Der Doc kniff Bill ein Auge zu.

Dann teilte er die weiteren Leute ein. Zum Schluß blieben drei ältere Männer übrig. Sie konnten wieder nach Hause gehen.

Ehe die Männer den Saal verließen, rief der Doc noch: »In zehn Minuten treffen wir uns hier vor dem Bürgermeisterhaus!«

Die Männer verschwanden, und der Arzt blieb mit Bill Conolly allein zurück.

»Teufel«, knurrte Doc Grayson und wischte sich den Schweiß von der Stirn. »War ein verdammt hartes Stück Arbeit. Die Kerle glauben doch wahrhaftig noch an Geister.«

»Sie nicht, Doc?« fragte Bill leise.

»Sie haben recht, Mr. Conolly. Nach dem, was passiert ist, glaube ich fast selbst daran. Verdammt auch. Geben Sie mir mal eine Zigarette.«

Bill steckte sich ebenfalls eine an. Zwei, drei Züge rauchten die Männer schweigend.

Dann fragte der Arzt: »Was schätzen Sie, wo sich Ihr Freund aufhält?«

»Das möchte ich auch gern wissen.«

»Ob man nicht im Internat anrufen soll?« schlug der Doc vor.

»Das ist eine Idee.«

»Ich werde das übernehmen, Mr. Conolly. Mich kennt man da oben. Irgendeiner wird bestimmt Nachtwache haben.«

Das Telefon stand in einem kleinen Nebenzimmer.

Die Verbindung kam ziemlich schnell. Mit wem der Doc sprach, wußte Bill nicht, aber als der Arzt den Hörer auflegte, hatte sein Gesicht einen nachdenklichen Zug angenommen.

»In der Schule ist er auch nicht«, murmelte der Doc.

»Das hatte ich mir gedacht«, erwiderte Bill.

»Wissen Sie eine andere Möglichkeit, Mr. Conolly?«

»Ich habe so eine Ahnung.«

»Los, raus mit der Sprache!«

»John befindet sich bestimmt in dem verdammten Leichenhaus.«

»Was?« Der Doc wich erschrocken einen Schritt zurück. »Das glauben Sie doch selbst nicht. Wie soll Ihr Kollege denn dort hineingekommen sein? Soviel ich weiß, gibt es in dem Haus keinen Eingang.«

Bill zuckte die Achseln. »Warum, das kann ich Ihnen auch nicht sagen. Aber mein Gefühl hat mich selten getäuscht. Und ich glaube auch noch, daß sich John Sinclair in höchster Lebensgefahr befindet.«

Die Männer drückten die Zigaretten aus. Bill blickte auf seine Uhr. »Die zehn Minuten sind um.«

Der Doc nickte. »Dann los.«

Als sie nach draußen kamen, hatten sich schon fast alle Männer versammelt. Sie trugen Äxte, Hacken und Schaufeln. Einige Frauen standen auch dabei. Sie bestürmten den Doc und Bill mit ängstlichen Fragen, die die beiden jedoch nur ausweichend beantworteten.

Überall in den Häusern brannten Lichter. Ihr Schein reichte aus, um die Straße fast taghell zu erleuchten.

Bill konnte die Gesichter der Männer gut erkennen. In einigen las er finstere Entschlossenheit. In anderen wiederum spiegelten sich Angst und Mißtrauen wider.

»Wo ist denn Marc Potter?« rief der Doc.

»Da hinten kommt er«, antwortete eine Frau und wies in Richtung Ortsausgang.

Tatsächlich. Dort rumpelte ein Lastwagen näher, auf dessen Ladefläche ein Kran mit einer riesigen Eisenkugel stand, die durch starke Trossen gehalten wurde.

Der Lastwagen bremste.

»Ihr könnt alle auf die Ladefläche kommen!« schrie Potter aus dem Führerhaus. »Werft eure Äxte und Schaufeln aber zuerst drauf…«

Die Männer gehorchten ohne Murren. »Und womit fahren wir?« fragte Doc Grayson den Reporter.

»Wir nehmen meinen Porsche.«

»Gut.«

»Eh, Doc«, rief Marc Potter. »Wie sollen wir denn durch den Wald kommen?«

»Nehmt den kleinen Weg. Und dann quer durchs Gelände. Was euch

da im Wege steht, sind nur kleine Bäume und Buschwerk. Das kannst du mit deiner Kiste umfahren.«

»Da hin ich mal gespannt, Doc. Kommen Sie nicht mit?«

»Doch. Aber mit einem anderen Wagen. Mr. Conolly und ich fahren schon voraus.«

Marc Potter nickte und fuhr los. Die Frauen liefen noch einige Meter hinter dem Wagen her. Manche konnten ihre Tränen nicht zurückhalten.

»Kommen Sie, Doc«, sagte Bill. »Ich habe meinen Wagen vor der Praxis stehen.«

Mit eiligen Schritten setzten sich die Männer in Bewegung. Bill ging aber vorher noch mal in die Praxis und sah nach Jane Seymor. Sie schlief ruhig. Neben ihrem Bett saß Doc Graysons Haushälterin und hielt Wache.

Einigermassen beruhigt setzte sich Bill hinter das Steuer. Mit röhrendem Motor jagte der Porsche durch den stillen Ort auf die Straße, die zum Internat führte.

Schon bald überholten sie den Lastwagen. Marc Potter winkte ihnen aus dem Seitenfenster beruhigt zu.

Der Doc grinste. »Man kann sich doch auf ihn verlassen. Man muß ihn nur richtig anpacken, den Büffel.«

»Wo ist eigentlich der Konstabler?« fragte Bill.

»Ich weiß es nicht«, erwiderte der Doc. »Angeblich auf einer Dienstfahrt. Wahrscheinlich hatte er aber auch nur Angst gehabt.«

Bill erwiderte nichts. Die kommenden Ereignisse beschäftigten ihn zu sehr.

Würden die Menschen es schaffen, Sieger über die Dämonen zu bleiben? Und vor allen Dingen: Was war mit John Sinclair?

***

John Sinclair wußte, daß er einen fast aussichtslosen Kampf vor sich hatte. Er wich erst einmal zurück, bis er die feuchte Wand hinter sich spürte.

Der erste Vampir sprang ihn an. Es war Istvan Laduga.

John Sinclair tauchte zur Seite weg und jagte die geballte Faust in den Leib des Monsters.

Im selben Augenblick erhielt John einen Schlag auf den Arm, und die Taschenlampe wurde ihm aus der Hand geprellt.

Sie fiel zu Boden, brannte jedoch weiter.

Zwei Krallenhände griffen nach Johns Kehle.

Der Scotland Yard-Inspektor duckte sich. Die Hände glitten ins Leere.

John Sinclair huschte zur Seite, wollte Bewegungsfreiheit bekommen, um sich das Kreuz von der Brust reißen zu können.

Da warf sich die Frau von der Seite her gegen ihn.

John konnte nicht mehr ausweichen. Gemeinsam krachten sie zu Boden.

Unglücklicherweise fiel der Inspektor auf den Rücken. Dicht über sich sah er die funkelnden Augen des Vampirs und die dolchartigen Zähne.

John Sinclair kämpfte mit dem Mut der Verzweiflung. Er packte das Kreuz an den beiden kurzen Seitenenden, drehte es mit dem zugespitzten Ende nach oben, so daß dieses die Brust des Vampirs berührte, und drückte mit aller Macht zu.

Wie ein Nagel das Holz durchfährt, so drang das Kreuz in die Brust des Vampirs.

John Sinclair warf sich sofort herum, rutschte unter dem sterbenden Ungeheuer weg und zog ihm das Kreuz aus der Brust.

Ein Schatten hechtete auf ihn zu. Instinktiv riß John das Kreuz hoch. Wieder drang das spitze Ende dem Vampir durch die Brust und trat am Rücken wieder heraus.

John sah den hilflosen Ausdruck in den Augen des Monsters, und dann zerfiel der Vampir von einer Sekunde zur anderen zu Staub.

Auch die Frau, die John zuerst getötet hatte, war nicht mehr vorhanden.

Blieb noch ein Gegner.

John kreiselte herum.

Im Schein der kleinen Lampe sah er Istvan Laduga. Er stand an der Wand, hatte die Hände gespreizt und starrte John zähnefletschend an.

»Und nun zu dir«, flüsterte der Inspektor heiser.

Der Vampir entdeckte das Kreuz, das John mit beiden Händen festhielt.

Istvan Laduga riß die Hände vors Gesicht. Er wußte, daß sein Ende nahte. Verzweifelt versuchte er sich dagegen zu wehren, wollte sich in eine Ecke verkriechen.

John kannte keinen Pardon. Unbarmherzig folgte er dem Vampir. John schnappte sich die Taschenlampe, mit der er jetzt das Kreuz anleuchtete.

Der Vampir warf sich auf den Boden. Sein Körper zuckte.

Der Inspektor stand über ihm, beugte sich vor, das Kreuz dabei fest in der Hand haltend.

Istvan Laduga röchelte. Er hatte keine Chance mehr.

Dann machte John ein Ende.

Mit Wucht stieß er dem Vampir das spitze Ende des Pfahls ins Herz.

Das Röcheln erstarb. Innerhalb von Sekunden zerfiel der Vampir zu Staub.

John Sinclair hatte es geschafft. War gegen drei Vampire Sieger geblieben. Eine fast übermenschliche Leistung, die auch verdammt viel Kraft gekostet hatte.

Ermattet lehnte sich John gegen die Wand. Er brauchte eine kurze Pause.

Die plötzliche Stille zerrte an seinen Nerven.

Doch dann war es auf einmal wieder da!

Das unheimliche Ächzen, Stöhnen und Wehklagen.

Und John Sinclair spürte, wie sein Rücken plötzlich kalt wurde. Er wollte einen Schritt nach vorn machen.

Es ging nicht.

John klebte mit dem Rücken an der Mauer. Irgendeine unbekannte Macht hielt ihn fest.

John gab nicht auf. Verzweifelt stemmte er sich gegen die Kraft an. Ohne Erfolg.

Das Ächzen und Wehklagen verstärkte sich. Wieder glitten Schatten durch das Innere des Leichenhauses.

Die Dämonen waren zurückgekehrt!

John hielt das Kreuz krampfhaft umklammert. Er wußte, das war sein einziger Schutz.

Diesmal sah John die weiße Frau kommen.

Sie schwebte aus der Wand gegenüber.

John verlor fast die Nerven. »Keinen Schritt mehr!« brüllte er und hielt dem Geist das Kreuz entgegen.

Die weiße Frau kümmerte sich nicht darum. Sie ging einfach weiter. Ihr Einfluß mußte stärker sein als der des Kreuzes.

John Sinclair war verloren.

Fast mit brutaler Deutlichkeit wurde ihm dies klar. Aus diesem Leichenhaus kam er als normaler Mensch nicht mehr heraus.

Wenige Schritte vor ihm blieb die weiße Frau stehen. Mit einem kurzen, aber harten Schlag fegte sie John das Kreuz aus der Hand. Und mit dieser Aktion schwand auch Johns allerletzte Hoffnung.

Der Inspektor ballte die Fäuste.

Grauen schüttelte ihn, als er sah, daß Lady Ladugas linke Gesichtshälfte sich in einen Totenkopf verwandelte.

Es war ein Zeichen, daß die weiße Frau wieder Blut brauchte. Frisches Blut. John Sinclairs Blut!

Lady Laduga warf einen Blick in die Ecke, in der die drei Vampire gelegen hatten.

»Ja! Sie sind tot!« schrie ihr John ins Gesicht. »Ich habe sie getötet!«

Eine Knochenhand näherte sich John Sinclair.

Noch hatte der Inspektor beide Arme frei.

Er packte das Handgelenk und drehte es mit einem Griff herum.

Nichts geschah. Der Arm hatte schon vorher lose im Gelenk gehangen.

John glaubte ein teuflisches Lächeln auf der normalen Gesichtshälfte der Lady Laduga zu erkennen.

Das Wehklagen der Dämonen schwoll an. Es waren Laute aus einer anderen Welt. Unbeschreiblich.

Die Schatten wurden stärker. Etwas huschte an Johns Gesicht vorbei, griff nach seinen Haaren.

Verzweifelt kämpfte der Inspektor gegen die ungeheure Kraft, die ihn festhielt.

Er versuchte, aus seiner Jacke zu schlüpfen.

Es ging nicht.

Noch immer stand die weiße Frau untätig vor ihm.

Warum machte sie nicht endlich Schluß? Wollte sie ihn unnötig quälen?

John sah, wie sich auch die normale Gesichtshälfte der Lady Laduga veränderte.

Das Fleisch platzte plötzlich weg, die blanken Knochen kamen zum Vorschein. Das Auge verschwand tief in der Höhle. Dann grinste ein kahler Totenschädel John Sinclair an.

Nur die zwei spitzen Zähne waren geblieben. Sie ragten wie Dolche aus dem knochigen Kiefer.

John wußte, daß die weiße Frau ihn jetzt mit in ihr Reich nehmen wollte.

Schon legten sich die Knochenhände auf seine Schultern.

John riß die Faust hoch, traf auch den Schädel. Aber es war, als hätte er gegen Beton geschlagen.

Eine Hand griff brutal nach seinen Haaren, bog John Sinclairs Kopf zurück.

Der Inspektor stöhnte auf.

Ganz dicht befand sich der gräßliche Totenschädel jetzt vor ihm. John sah die leeren Augenhöhlen und spürte den eisigen Todeshauch, der seinen gesamten Körper erfaßte.

Er bekam einen der Knochenarme zu packen, wollte sich aus dem gnadenlosen Griff befreien.

Er schaffte es nicht.

Der häßliche Schädel befand sich jetzt neben seinem Hals. John sah aus den Augenwinkeln, wie sich die Zähne der Lady Laduga der straff gespannten Haut näherten…

***

Bill Conolly und Doc Grayson liefen, so schnell es ging, durch den dichten Wald. Zum Glück hatte Bill eine kleine Lampe mit, deren Leuchtkraft ausreichte, um den Weg einigermaßen klar erkennen zu können.

»Hoffentlich schaffen sie es mit dem Wagen«, sagte Bill.

»Sie kommen von der anderen Seite«, erwiderte der Arzt keuchend. Er war schon älter und kräftemäßig nicht mehr so ganz auf der Höhe.

»Wie weit ist es denn noch?« erkundigte sich der Reporter, der – obwohl er schon mal dort war – den Weg nicht mehr im Kopf hatte.

»Wir sind gleich da. Dann können Sie den Geistern die Hand schütteln.«

»Da kann ich mir was Besseres vorstellen.«

Die Männer hasteten schnell weiter. Einmal rutschte Bill aus, fiel hin und stieß sich schmerzhaft das Schienbein. Er fluchte unterdrückt.

Schließlich hatten sie das Leichenhaus erreicht.

»Ein finsteres Gemäuer«, flüsterte der Doc.

»Wem sagen Sie das.«

Die beiden Männer umrundeten das Haus.

»Sehen Sie, Mr. Conolly«, sagte der Arzt leise, »hier fängt ein Gebüschgürtel an, der sich bis an die Straße hinzieht. Der Wagen kann also durchkommen.«

Bill nickte. Sorgfältig sah er sich um, wartete förmlich auf eine Begegnung mit der weißen Frau. Doch die Lady ließ sich nicht blicken.

Es war alles ruhig. Unheimlich ruhig.

Bill Conolly fröstelte.

Plötzlich faßte ihn Doc Grayson am Arm. »Die anderen kommen, Mr. Conolly. Hören Sie doch.«

Bill spitzte die Ohren. Tatsächlich. In der Ferne klang das brummende Geräusch eines Motors auf.

»Die haben sich aber beeilt«, meinte Bill.

Schon bald sahen sie zwei Scheinwerfer durch die Gebüsche blitzen. Zweige und Äste brachen. Der große Wagen walzte alles zur Seite.

Schließlich kam er ganz in Sicht. Marc Potter rangierte den Wagen so, daß er die schwere Eisenkugel ohne Mühe gegen die Mauer donnern konnte.

Dann sprangen die Männer von der Ladefläche. Fast alles ging lautlos über die Bühne. Niemand sprach ein unnötiges Wort. Und wenn, dann nur im Flüsterton. In manchen Gesichtern las Bill Conolly deutlich eine gewisse Angst.

»Geben Sie das Zeichen, Doc!« rief Marc Potter aus dem Führerhaus.

Der Arzt warf Bill Conolly noch einen Blick zu.

Der Reporter nickte. Der Doc hob den Arm.

Die anderen Männer warteten gespannt. Ihre Fäuste hatten sich um die Stiele der Hacken und Schaufeln geklammert.

Da ließ der Doc den Arm sinken.

Der Kran auf der Ladefläche des Wagens geriet in Bewegung. Die schwere Eisenkugel schwang vor, zurück – und dann donnerte sie mit ungeheurer Wucht gegen die Mauer.

Nichts.

Die Steinquader hielten dem Druck stand.

Noch mal. Und immer wieder. Endlich zeigte sich ein Erfolg. Die Mauer begann zu bröckeln.

»Mein Gott«, flüsterte Bill Conolly, »wenn John Sinclair wirklich in dem Leichenhaus ist, wird er letzten Endes noch lebendig begraben.«

»Er wird sich schon zu helfen wissen«, erwiderte der Doc, der Bills Worte gehört hatte.

Plötzlich brach ein Teil der Mauer. Staub wallte auf.

Und immer wieder schlug die schwere Kugel gegen die Wand.

»Und jetzt das Benzin!« schrie Bill Conolly.

Die Männer sprangen sofort, schleppten die mitgenommenen Fässer herbei.

Marc Potter stoppte sein Zerstörungswerk.

Die Männer mit den Fässern liefen auf das Totenhaus zu, schütteten Benzin gegen die Mauer.

Eine Zündschnur aus Lappen wurde gelegt.

Jemand steckte sie an.

Gierig fraßen sich die Flammen weiter, erreichten die benzingetränkte Mauer…

Eine Stichflamme schoß hoch.

Noch einmal arbeitete Marc Potter mit der Eisenkugel. Schwer krachte sie gegen die brennende Mauer, die plötzlich zusammenstürzte.

Und hinter dem lodernden Flammenschein sah Bill die Gestalt eines Mannes.

»John!« schrie er und rannte los. Direkt auf die Flammen zu…

***

Frank Gibson, der Vampir, hatte noch längst nicht aufgegeben. Nach seiner überstürzten Flucht hatte er sich in einem leeren Stall versteckt. Er beobachtete, wie die Männer im Dorf zusammenliefen und dann ins Bürgermeisterhaus gingen.

Die Gier nach Blut wurde unerträglich. Er, der aus dem Reich der Schatten kam, konnte sich nur durch Blut ernähren. Er war froh, daß ihn die weiße Frau nicht getötet hatte wie die anderen Opfer. Nein, sie hatte ihn zum Vampir gemacht. Und Frank Gibson fühlte sich wohl in diesem Zustand.

Er sah, daß die Männer aus dem Bürgermeisterhaus kamen, auf einen Wagen kletterten und aus der Stadt fuhren.

Frank Gibson lächelte teuflisch. Das kam ihm natürlich gelegen. Er hatte sein Opfer nicht aufgegeben. Nach wie vor war er an Jane Seymor interessiert.

Er wartete noch eine halbe Stunde ab und verließ dann vorsichtig den Schuppen.

Der Mond stand als bleiche Scheibe am Himmel. Sein Licht gab ihm

Kraft. Kraft, die er brauchte, um mit den Menschen fertig zu werden.

Aus einer Seitengasse kamen plötzlich zwei Frauen.

Frank Gibson konnte nicht mehr ausweichen.

Die beiden entdeckten ihn im gleichen Moment, sahen aber auch die dolchartigen Vampirzähne.

Ihre Schreie gellten durch die Nacht.

Frank Gibson sprang vor. Brutal stieß er die Frauen zu Boden. Eine fiel vor Schreck in Ohnmacht.

Mit seinem ganzen Körpergewicht warf sich Frank Gibson auf die andere, nagelte sie mit den Knien am Boden fest, während seine linke Hand sich wie eine Klaue auf ihren Mund legte und jeden Schrei im Keim erstickte.

Verzweifelt versuchte die Frau sich von dem Vampir zu befreien.

Ohne Erfolg. Ihre Kräfte waren einfach zu schwach.

Gnadenlos stießen die Vampirzähne in den Hals der Frau.

Doch die Schreie waren gehört worden.

Drei Männer, es waren die, die der Doc nach Hause geschickt hatte, rannten herbei.

Sie sahen sofort, was los war.

Sie warfen sich genau in dem Augenblick über den Vampir, als er der Frau gerade das Blut aussaugen wollte.

Mit einem Schrei kippte Frank Gibson zur Seite.

»Das ist ein Vampir!« schrie einer der Männer und wich unwillkürlich zurück.

Die anderen zögerten auch.

Diese Unsicherheit nutzte Frank Gibson aus. Mit weiten Sätzen rannte er in die Gasse hinein, kletterte an deren Ende über einen Zaun und versteckte sich in einem Garten.

Jaulend lief eine Dogge herbei. Das Tier, sonst auf Menschen dressiert, traute sich nicht, Frank Gibson anzugreifen. Irgend etwas hielt den Hund zurück.

Doch der Vampir brauchte Blut.

Und wenn es Hundeblut war…

Zwei Minuten später war er gesättigt. Sein Gesicht war blutverschmiert, und auch an seinem Anzug zeichneten sich dunkle Flecken ab.

Die Dogge lag tot am Boden.

Frank Gibson schwang sich über den Zaun. Die Dorfbewohner hatten sich nicht die Mühe gemacht, ihn zu suchen. Zu groß war ihre Angst.

Frank Gibson lächelte grausam.

Sich immer in Deckung haltend, schlich er zu dem Haus des Arztes.

Die Praxis lag an der Rückseite.

Frank Gibson blieb unter dem erleuchteten Fenster hocken, bis er glaubte, seiner Sache sicher zu sein.

Langsam schob er sich hoch, lugte durch die Scheibe in das dahinterliegende Zimmer.
Was er sah, stimmte ihn zufrieden. Sehr zufrieden sogar.
Jane Seymor lag noch immer in tiefem Schlaf. Neben dem Bett stand ein Stuhl, auf dem eine Frau saß. Sie schlief ebenfalls. Das Strickzeug lag noch in ihren Händen.
Der Vampir lächelte grausam, als er sich in Bewegung setzte. Diesmal würde sein Opfer ihm nicht mehr entkommen…

***

Ein ungeheurer Schlag dröhnte plötzlich gegen die Wand des Totenhauses.
Die weiße Frau zuckte zusammen, erstarrte. Dann schwebte sie zurück.
Wieder knallte es gegen die Wand.
Der Druck in John Sinclairs Rücken war plötzlich verschwunden. Der Inspektor konnte sich wieder frei bewegen. Und nutzte dies auch aus.
Mit einem Hechtsprung warf er sich auf die weiße Frau. Seine gespreizte rechte Hand knallte gegen den Totenschädel.
Doch ehe John sich versah, war die Lady unter ihm hinweggetaucht und ging nun ihrerseits zum Angriff über.
Ihre Skelettfinger bohrten sich in Johns Hüfte. Sein Hemd ging an dieser Stelle in Fetzen. Die Nägel drangen in seine Haut. Ein brennender Schmerz durchzuckte den Inspektor.
Dann krachte der dritte Schlag gegen die Wand.
Steine bröckelten.
Und plötzlich waren auch wieder die Dämonen da. John sah es im Licht seiner Lampe, die immer noch auf dem Boden lag.
Die schrecklichen Gestalten huschten durch den Lichtstrahl, verkrochen sich schreiend in den Winkeln. Angst hatte die Geschöpfe erfaßt. Draußen mußte etwas vorgehen, wogegen sie kein Mittel besaßen.
Doch die weiße Frau gab nicht auf. Sie wollte ihr Opfer!
John war nach ihrem Angriff zu Fall gekommen, rollte sich jedoch blitzschnell um die eigene Achse, streckte seine Hand aus und bekam das Kreuz zu fassen.
Schon war die weiße Frau über ihm.
Wieder sah John die gefährlichen Zähne in bedrohlicher Nähe seines Halses.
Er riß den Kopf zur Seite und im gleichen Moment das spitze Ende des Kreuzes hoch.
Es bohrte sich durch den Leib der Lady Laduga. Doch da war kein Fleisch. Es war, als hätte John das Kreuz durch die Luft gestoßen.
Und abermals dröhnte ein schwerer Schlag gegen die Wand.

Für Sekundenbruchteile war die weiße Frau abgelenkt.

John warf sich zur Seite, hatte plötzlich eine günstige Stellung, und sein Karatetritt traf den blanken Totenschädel.

Es gab ein häßliches Geräusch. Die weiße Frau flog wie von einem Katapult geschleudert weg.

Im gleichen Augenblick brach ein Stück der Mauer.

Ein Quader polterte in das Totenhaus. John sah durch eine Öffnung den dunklen Nachthimmel, hörte Stimmen.

Und plötzlich kitzelte etwas Scharfes seine Nase.

Brandgeruch!

Die Menschen draußen steckten das Leichenhaus an!

Schon loderten die ersten Flammen.

Unheimliche Schreie wurden laut. Wild flüchteten die Dämonen vor dem Feuer, huschten über Johns Körper und dachten nicht daran, ihn anzugreifen.

Feuer war die einzige Waffe gegen Dämonen.

Nur die weiße Frau gab nicht auf.

Sie hatte sich erholt und schwebte wieder auf John zu.

Beißender Rauch zog in das Leichenhaus. Die Flammen fraßen sich weiter. John roch das Benzin.

Der Inspektor erwartete die weiße Frau in angespannter Haltung. Die Beine leicht gespreizt, nahm er die typische Stellung eines Karatekämpfers ein.

Diesmal würde sie ihn nicht überwältigen.

Immer stärker wurden die Flammen. Johns Augen tränten. Die weiße Frau verschwamm auf einmal vor seinem Gesicht.

Und da griff John Sinclair an. All sein Haß, all seine Wut lagen in diesem Angriff.

Er bekam den Knochenarm der Lady Laduga zu fassen, sah die Flammen an der einen Seite hell auflodern, zog die weiße Frau mit sich und stieß sie in die hellrote Flammenhölle.

John selbst verzog sich in eine Ecke, die noch nicht so rauchgeschwängert war.

Ein unbeschreibliches Bild bot sich seinen Augen.

Die weiße Frau war von dem Feuer erfaßt worden.

Sie hatte die Arme hochgestreckt, ihr kahler Totenschädel verwandelte sich plötzlich, wurde zu einem wunderschönen Gesicht und zerfiel eine Sekunde später zu Staub.

Lady Laduga war nun endgültig tot.

Und in dem Augenblick brandete ein jämmerliches Geschrei auf. Sämtliche Dämonen in dem Totenhaus nahmen genau wie die weiße Frau noch einmal ihre ursprüngliche Gestalt an, ehe sie für immer zerfielen.

John sah Bilder, die er nie in seinem Leben vergessen würde.

Es waren Frauen dabei, Männer, Kinder. Sie alle hatte die weiße Frau im Laufe der Jahrhunderte in ihren Bann gezogen und sie als Geschöpfe des Teufels weiterleben lassen.
Ein trockener Husten schüttelte Johns Körper. Der beißende Rauch war ihm in die Kehle gedrungen.
Plötzlich würde sich der Inspektor wieder der Gefahr bewußt, in der er sich befand.
Das Leichenhaus der Lady Laduga war eine einzige Flammenhölle.
John sah nur einen Ausweg.
Er mußte durch den Geheimgang.
Bevor John Sinclair in den Gang sprang, holte er sich noch seine Taschenlampe.
Dann robbte er los, als säße ihm der Teufel persönlich im Nacken.
Plötzlich hörte er über sich ein Knirschen.
John richtete den Strahl der Lampe nach oben. Risse zeigten sich an der Decke des Ganges, wurden größer.
So schnell es ging, hastete John Sinclair vorwärts. Er konnte sich denken, was kam. Das Leichenhaus war wahrscheinlich zusammengebrochen, und der ungeheure Druck würde den Gang zuschütten.
Und richtig.
Hinter John Sinclair gerieten die Erdmassen in Bewegung. Kleine Steine und Lehmbrocken rieselten herunter.
Zum Glück konnte John Sinclair jetzt aufrecht gehen.
Er rannte. So schnell es ging.
Der Krach folgte Sekunden später.
Unter riesigem Getöse stürzte der Gang zusammen. Das war der Augenblick, an dem John den Ausgang erreichte.
Trotzdem holten ihn die Stein- und Erdmassen ein.
Eine ungeheure Gewalt schleuderte ihn vorwärts, etwas knallte gegen seinen Kopf, doch dann hatte es John Sinclair geschafft.
Er konnte mit beiden Händen den Rand der Öffnung fassen. Zog sich mit letzter Kraft hoch, schwang die Beine über den Rand und lag plötzlich auf den Fliesen der Kapelle.
Johns Lunge arbeitete wie ein Blasebalg. Der Inspektor preßte seine heiße Stirn auf den kühlen Steinboden.
Was er brauchte, war Ruhe.
Doch die gönnte er sich nur zehn Minuten. Dann ging er nach draußen.
Zwei Männer kamen angerannt. Sie waren schweißbedeckt und fuchtelten mit den Armen.
»Gehören Sie zu der Rettungsmannschaft?« schrie einer der beiden dem Inspektor zu.
»Ja«, krächzte John kurzerhand.

»Sie müssen sofort mitkommen, Mister. Egal, wie. Im Dorf ist ein Vampir!«

Als John diese Nachricht hörte, war es ihm, als hätte ihm jemand einen Faustschlag versetzt.

***

Bill Conolly hechtete durch die Flammenwand. Ohne Rücksicht auf seine eigene Person. Das Leben seines Freundes war in Gefahr. Ob dieser seinen Schrei gehört hatte, wußte Bill nicht. Auf jeden Fall stand er plötzlich im Leichenhaus, und John Sinclair war verschwunden.

»John! John!« brüllte Bill mit aller Kraft.

Keine Antwort. Nur das Prasseln der Flammen war zu hören.

Statt dessen hörte er Doc Graysons Stimme. »Kommen Sie zurück, Conolly. Das Haus stürzt ein!«

Der Reporter warf noch einen letzten Blick in die Runde. Doch er sah nichts als wabernde Flammenwände.

Wieder hetzte er durch die Feuerhölle.

Gierig leckten die Flammen nach seiner Kleidung. Im Nu fing seine Jacke Feuer.

Doch Bill Conolly schaffte es.

Er entkam dieser tosenden Glut. Draußen warf er sich sofort zur Erde. Doc Grayson war wie ein Blitz bei ihm, erstickte mit seiner eigenen Jacke das Feuer an Bills Kleidung.

Hustend quälte sich der Reporter auf die Füße.

»Ich – ich habe ihn nicht gefunden«, krächzte er und warf noch einen Blick auf das Leichenhaus, das in diesem Moment zusammenbrach.

Auch einige Büsche und Bäume hatten Feuer gefangen, doch zum Glück konnten sich die Flammen nicht ausbreiten. Der Wald war zu feucht. Es hatte in den letzten Tagen oft geregnet.

Die anderen Männer hatten sich zurückgezogen. Sie alle beobachteten das Schauspiel aus sicherer Entfernung.

Bill wischte sich über das rußgeschwärzte Gesicht. Er merkte, daß seine Haare auch angesengt waren.

»Ihr Freund wird es schon geschafft haben«, munterte der Doc ihn auf.

Bill lächelte verloren. »Hoffentlich.«

Plötzlich lief einer der älteren Männer, die sie in Hillside nach Hause geschickt hatten, auf sie zu.

»Was machen Sie denn hier, Cocstone?« fragte der Doc.

Der Mann mußte erst mal Luft schnappen, ehe er antworten konnte.

»Ein Vampir ist in Hillside«, keuchte er. »Jim Bisbee und Hal McDonald sind zum Internat gelaufen und wollen von dort auch Hilfe holen. Wir – wir wissen nicht, was wir machen sollen, Doc.«

Der Arzt sah Bill Conolly an.

Der Reporter preßte die Lippen zusammen. »Verdammt!« zischte er.

»Was sollen wir denn tun?« fragte Cocstone.

»Zurück nach Hillside«, sagte der Doc knapp. »Los, wir nehmen ihren Porsche.«

Bill Conolly und der Arzt sprinteten los.

Als sie den Wagen erreichten, kam ihnen bereits ein anderes Fahrzeug entgegen.

Es war ein Bentley. Silberfarben. Solch einen Wagen fuhr John Sinclair. Der Bentley stoppte mit kreischenden Reifen. Die Fahrertür sprang auf. John Sinclair hechtete aus dem Wagen. »Mein Gott, John!« schrie Bill Conolly nur.

In hastigen Worten wollte er seinem Freund berichten, was vorgefallen war.

Doch John winkte ab. »Ich weiß schon Bescheid. Ich habe einen gewissen Hal McDonald im Wagen. Der hat mir alles erzählt. Wir müssen so schnell wie möglich ins Dorf.«

Während der letzten Worte war John Sinclair schon wieder in seinen Bentley gesprungen und startete mit röhrendem Auspuff.

Auch Bill Conolly gab Vollgas.

»Jane«, sagte er leise. »Sie ist in höchster Gefahr. Hoffentlich kommen wir nicht zu spät.«

»Ich fürchte es fast«, erwiderte der Doc.

***

Der Vampir war schlau. Er wartete noch einige Minuten ab, bis er sicher sein konnte, daß ihm niemand gefolgt war.

Dann schlich er geduckt los.

Das Mondlicht beleuchtete die Rückseite des Hauses nur spärlich, brachte jedoch so viel Licht, um eine Hintertür erkennen zu können.

Frank Gibsons Gesicht verzog sich zu einem wölfischen Lächeln. Mit wenigen Schritten hatte er die Hintertür erreicht und untersuchte das Schloß.

Es war ein ganz normales Türschloß.

Probehalber drückte der Vampir auf die Klinke.

Natürlich – zu. Die Leute hatten vorgesorgt.

Die Tür einrennen hätte zu viel Lärm verursacht. Also mußte er sich eine andere Möglichkeit einfallen lassen.

Einige Yards entfernt, auf dem Nachbargrundstück, stand ein Schuppen.

Frank Gibson tastete in dem dunklen Schuppen herum. Er fand eine Eisenstange. Genau das Werkzeug, das ihm gefehlt hatte.

Mit ein paar Sätzen stand er wieder an der Hintertür des Arzthauses.

Entschlossen drückte er gegen die Tür und klemmte die Stange

zwischen Türblatt und Füllung.
Frank Gibson benutzte die Stange als Hebel. Die Tür war ziemlich stabil, und dem Vampir standen vor lauter Anstrengung Schweißperlen auf der Stirn.
Doch dann hatte er es geschafft.
Knackend brach das Schloß aus der Verankerung.
Die Tür schwang auf.
Frank Gibson blieb noch einen Moment lauschend stehen. Das Ganze war natürlich nicht ohne Geräusche abgegangen.
Nichts geschah. Die Leute hatten sich wohl alle in ihre Häuser verkrochen.
Der Vampir huschte in den Flur. Licht machte er keins.
Frank Gibson gelangte in eine Küche. Zwei Türen zweigten davon ab.
Der Vampir entschied sich für die rechte.
Vor ihm lag ein schmaler Gang. Zwei kleine Fenster führten zur Ostseite des Hauses. Bleiches Mondlicht sickerte in den Gang.
Ein Filzteppichboden dämpfte Frank Gibsons Schritte. Der Vampir erreichte eine braunlackierte Tür.
»Wartezimmer« stand darauf.
Der Vampir huschte in den dahinterliegenden Raum.
Die Tür zur Praxis stand einen Spalt breit offen. Schnarchtöne drangen an Frank Gibsons Ohr.
Das mußte die ältere Frau sein, die neben dem Bett saß.
Frank Gibson ging noch vorsichtiger, trotz der ungeheuren Erregung, die ihn gepackt hielt.
Wie ein Schemen schob er sich in die Praxis, in der eine kleine Lampe brannte.
Und dann sah er sie liegen.
Jane Seymor.
Sein Opfer.
Sie lag auf dem Rücken, die Hände hinter dem Kopf verschränkt. Regelmäßige Atemzüge hoben ihre Brust auf und nieder.
Auf dem Stuhl saß die Aufpasserin in tiefem Schlaf. Ihr Kopf lag seitlich im Nacken. Schnarchlaute drangen aus dem offenstehenden Mund. Das Strickzeug war ihr aus den Händen gefallen und lag nun am Boden.
Frank Gibson preßte sich gegen die Wand. Für Sekunden stand er still. Er spürte dieses unheimliche Gefühl in seinem Körper, das immer dann eintrat, wenn er Blut brauchte.
Der Vampir zog die Oberlippe hoch. Die weißen nadelspitzen Zähne drangen aus dem Mund. Die Hände des Vampirs öffneten und schlossen sich krampfhaft.
Leise setzte er sich in Bewegung. Schritt für Schritt kam er dem Bett näher.

Er machte nicht das geringste Geräusch.
Endlich stand er neben der Schlafenden. Noch ein kurzer Blick zu der älteren Frau.
Doch sie schlief weiter.
Langsam beugte sich der Vampir über Jane Seymor.
Im gleichen Moment schlug das Girl die Augen auf. Es mußte wohl irgendein Instinkt gewesen sein, der Jane wach werden ließ.
Sehen und begreifen war eins.
Sie öffnete den Mund zu einem gellenden Schrei, doch Frank Gibson preßte ihr gleichzeitig die Hand auf die Lippen.
»Du entkommst mir nicht«, flüsterte er und drückte weiter zu.
Das Girl bäumte sich auf. Doch sie war durch ihre Verletzung viel zu geschwächt, um noch ernsthaften Widerstand leisten zu können.
Frank Gibson packte das Girl mit der freien Hand unter der Schulter und hob sie etwas an. Gleichzeitig bog er Janes Kopf zurück, so daß sich das weiße Fleisch des Halses spannte.
Jetzt hatte er das Opfer in seinen gnadenlosen Griff bekommen.
Nichts konnte Jane mehr retten.
Immer mehr näherten sich die Zähne dem Hals des Girls. Noch ein winziges Stück, dann…
In diesem Augenblick geschah das Unglaubliche.
Der Vampir bäumte sich plötzlich auf, ließ Jane los, die sofort zu schreien begann.
Durch diesen Schrei wurde Mrs. Watson, Doc Graysons Haushälterin, wach.
Sie begriff überhaupt nichts. Und doch starrten beide Frauen gebannt auf den Vampir, der unter unsagbaren Qualen zu leiden schien.
Er hatte die Hände vor sein Gesicht gepreßt, in dem die Haut zerplatzte und in Fetzen herunterhing. Die bleichen Knochen kamen zum Vorschein.
Der Vampir warf sich auf den Boden. Ein grauenhaftes Stöhnen entrang sich seiner Kehle. Seine Beine zuckten. Er rollte sich herum, versuchte der unheimlichen Macht zu entkommen, die ihn gepackt hielt.
Seine Hände fuhren wie wild umher, suchten etwas, woran sie sich festhalten konnten. Jetzt sahen die Frauen ganz deutlich das Gesicht.
Es war schon fast ein Totenschädel, an dem nur noch einige Hautfetzen hingen. Die Augen lagen wie zwei glanzlose Perlen in den Höhlen. Die Nase war schon nicht mehr vorhanden. Die Ohren lösten sich langsam auf, auch an den Händen traten die bleichen Knochen hervor.
Ein letztes Mal bäumte sich der Vampir unter der unsagbaren Qual auf. Dann lag er still.
Das geschah genau in der Minute, in der Lady Laduga endgültig

gestorben war. Sie hatte auch den letzten ihrer Diener in die Hölle mitgenommen.

Jetzt erst lösten sich die Frauen aus ihrer Erstarrung. Ihre hysterischen Schreie gellten durch das stille Dorf.

***

Wenige Stunden später waren John Sinclair und Bill Conolly wieder auf den Beinen.

Bill war ziemlich aufgeregt.

»Was ist denn los?« erkundigte sich John.

»Habe vorhin meinen Boss angerufen. Er fragte, ob ich eine neue Story habe.«

»Stop«, sagte John Sinclair. »Du wirst von unseren Erlebnissen kein Wort in deinen Artikeln erwähnen, verstanden? Ich will keine Panik unter der Bevölkerung.«

Bill machte ein zerknirschtes Gesicht. »Ich habe meinem Boss schon gesagt, daß ich nichts habe. Den Anschiß kannst du dir gar nicht vorstellen, John. ›Penner‹ und ›Rausschmiß‹ war noch das Harmloseste.«

»Und was hast du nun vor? Kündigen?«

Bill Conolly grinste verschmitzt. »Nee, mein Lieber. Auf die Bahamas fliegen. Dort sollen sich drei berühmte Filmstars treffen. Und ich soll nicht dabei sein? Das gibt’s ja nicht. Also, John, mach’s gut. Und halt die Ohren steif. Wir sehen uns bestimmt bald wieder.«

»Das glaube ich auch.«

Bill Conolly winkte noch einmal, klemmte sich in seinen Porsche und fuhr aus dem Ort.

Auf einmal stand Doc Grayson neben John. »Ein sympathischer junger Mann, dieser Reporter«, meinte er.

»Wem sagen Sie das, Doc!«

»Und Sie, Mr. Sinclair? Was haben Sie vor?«

»Ich?« John lächelte etwas verloren. »Ich werde auf dem schnellsten Weg nach London fahren, einen Bericht schreiben, und dann…«

»… warten neue Abenteuer auf Sie«, ergänzte der Doc.

»Genau.«

Der Arzt reichte John die Hand. »Ich wünsche Ihnen alles Gute, Mr. Sinclair. Und viel Erfolg für Ihre schwere Aufgabe.«

»Danke. Das kann ich brauchen.«

Eine halbe Stunde später saß John Sinclair in seinem Bentley und fuhr in Richtung London. Lady Laduga hatte er schon vergessen. Er dachte bereits an die Zukunft. Und die würde bestimmt gefährlich genug werden.

ENDE